

Wsewolod Nestaiko Das Geheimnis der drei Unbekannten

Das Geheimnis der drei Unbekannten



Der Kinderbuchverlag Berlin

Ukrainischer Originaltitel: Таемниця трьох невідомих in: Тореадори з Васюківки

> Illustrationen von Heinz Handschick

Übersetzt von Ingeborg Kolinko

1. KAPITEL

Wie sich Iwan Wassyljowytsch und Pawlo Denyssowytsch verzankten und was daraus wurde

Kennt ihr Pawlo Denyssowytsch? Oh, ihr kennt ihn nicht! Der ist klasse, sag ich euch! Gutherzig, klug, wohlerzogen. Und scharfsinnig! Schließlich hat er das Ding zum Aufknöpfen von Kleidungsstükken erfunden. Nach dem Ausprobieren konnte Stepan Iwanowytsch Karafolka drei Tage lang nicht sitzen.

Ein irrer Typ ist dieser Pawlo Denyssowytsch! Wenn er durchs Dorf geht, bellen die Hunde vor Begeisterung, und Hühner und Gänse stieben nach allen Seiten auseinander, um ihm Platz zu machen.

Pawlo Denyssowytsch ist nicht nur in den umliegenden Dörfern und in der Kreisstadt, sondern sogar in Shmerynka bekannt, wo er manchmal Verwandte besucht. Und was für ein Katapult Pawlo Denyssowytsch hat! Der fetzt, sag ich euch! Bestimmt gibt's auf der ganzen Welt keinen besseren! Der Lederfleck aus einem Pantoffel seiner Mutter, der Bügel aus superhartem Haselnußholz, der Gummi aus einem Fußballschlauch. Aus dreißig Meter Entfernung trifft Pawlo Denyssowytsch damit einen Spatzen. Mann, warum hab ich bloß nicht so ein Katapult?

Aber Iwan Wassyljowytsch ist auch nicht übel. Das ist der, der sich im Mais verirrte und die Unterhosen seines Opas an der Fernsehantenne aufhängte. Wenn er durchs Dorf geht, bellen die Hunde genauso, und die Hühner und Gänse flattern auseinander, daß die Federn fliegen. Also, Iwan Wassyljowytsch ist schon eine Wucht!

Pawlo Denyssowytsch mag kirschengefüllte Teigtaschen und kann eine ganze Schüssel voll davon verputzen.

Iwan Wassyljowytsch dagegen ißt gerne Eis und hat mal acht Portionen auf einmal verdrückt.

Pawlo Denyssowytsch hat große, abstehende Ohren.

Iwan Wassyljowytsch hat das ganze Gesicht voller rötlicher Sommersprossen.

Pawlo Denyssowytsch spricht langsam und gedehnt.

Iwan Wassyljowytsch rattert das, was er zu sagen hat, wie ein Maschinengewehr herunter. Seine Gedanken kommen gar nicht so

schnell mit, und manchmal ist die eine oder andere Idee noch nicht ausgereift, und es entstehen Sätze ohne Sinn und Verstand.

Aber sowohl Pawlo Denyssowytsch als auch Iwan Wassyljowytsch erzählen gerne. Ständig schwatzen sie und fabulieren mitunter so ein krauses Zeug zusammen, daß sie selber innehalten und sich erstaunt angaffen. Aber das dauert nur Sekunden, denn die beiden sind durch nichts in Verlegenheit zu bringen.

Die Lehrerin Halyna Sydoriwna ist des Lobes voll über die zwei. «Wunderbare Jungs», sagt sie. «Wenn ich das neue Schuljahr nicht lebend erreiche, dann nur ihretwegen.»

Was für dicke Freunde Pawlo Denyssowytsch und Iwan Wassyljowytsch waren! So können nur große Leute Freundschaft halten! Keiner tut einen Schritt ohne den anderen.

Und diese beiden wunderbaren Menschen haben sich verzankt! Für ewig und alle Zeiten, wie's scheint!

Das klingt so unglaubwürdig, daß ich gelacht hätte, wenn man mir vor einem Monat gesagt hätte, daß Pawlo Denyssowytsch und Iwan Wassyljowytsch auf der Straße wie Fremde aneinander vorübergehen würden. Aber es ist wirklich so, Ehrenwort!

Iwan Wassyljowytsch (oder Jawa, wie er von allen genannt wird) bin ich nämlich selber, und Pawlo Denyssowytsch ist mein Freund, mein treuer Freund Pawluscha, mit dem ich soviel gemeinsam erlebt habe!*

Wie das alles gekommen ist? Ich erzähl's der Reihe nach.

Einmal in der großen Pause schlug Pawluscha mir vor: «Komm, wir treten in den Malzirkel ein.»

«Wozu?» frag ich ihn verwundert.

«Was heißt (wozu)? Um zu malen. Das macht doch Spaß.»

«Vielleicht», sagte ich. »Wer's kann. Aber wozu brauchen wir das?»

«Du wolltest auch mal Maler werden.»

«Na und?»

Vor langer Zeit, noch in der ersten Klasse, hatte ich tatsächlich

* Nikolai Gogols «Geschichte des großen Krakeels zwischen Iwan Iwanowitsch und Iwan Nikiforowitsch» ist eine herrliche Erzählung, die ich aber nicht weiter nachahmen kann. Da geht mir die Puste aus. Entschuldigt bitte, jetzt schreibe ich in meinem eigenen Stil. Anm. von Jawa Ren.

diese Absicht gehabt, weil unser Zeichenlehrer Anatoli Dmytrowytsch mich mal vor allen Schülern für das Porträt unserer Henne Rjaba gelobt hatte. Das Huhn war meine erste und einzige Glanzleistung in der Malkunst. Später hat mich der Lehrer nie mehr gelobt, und kurz darauf träumte ich schon davon, Direktor einer Süßwarenfabrik zu werden. Es stellte sich nämlich heraus, daß ich farbenblind bin, weil ich Grün und Rot nicht auseinanderhalten kann. Seitdem können sich alle nicht genug darüber wundern. Sie zeigen auf einen Gegenstand und fragen, was für eine Farbe er hat. Tippe ich daneben, schlagen sie die Hände überm Kopf zusammen. «Guck dir das an! Erkennst du das wirklich nicht, oder willst du uns verklapsen?»

Zuerst hat mich das immer mächtig geärgert, aber dann hab ich mich daran gewöhnt. Wie sollte ich da Maler werden, wenn ich nicht mal Farben unterscheiden kann! Das ist dasselbe, als wolle ein Tauber Sänger werden. Pawluscha wußte doch Bescheid, warum machte er mir diesen Vorschlag? Ich maß ihn mit einem spöttischen Blick. «Bei dir hast du wohl Talent entdeckt?»

«Was hat das mit Talent zu tun? Warum soll man's nicht einfach probieren?» Pawluscha wurde rot und wandte sich ab. «Mir hat jemand gesagt, daß ich's ganz gut bringe.»

«Aha, und ich weiß auch, wer! Hahaha! Sie... sie natürlich!»

Wenn ihr wüßtet, was die für'n magerer Hering ist! Was er an der findet, kann ich beim besten Willen nicht verstehen. Wenn sie nicht da ist, ist er ein ganz normaler Junge. Aber sobald sie auftaucht, ist er wie umgewandelt, lacht gekünstelt, schreit rum, läßt keinen zu Wort kommen und redet überhaupt, als hätte er 'ne Pellkartoffel im Mund, so mit gepreßter, kehliger Baßstimme. Wahrscheinlich kommt er sich damit besonders erwachsen und männlich vor. Widerlich! Dadurch, daß er sich so hat, kann ich sie noch weniger ausstehen.

Und den Floh mit dem Malzirkel hat sie ihm natürlich ins Ohr gesetzt! Die Hrebenjutschka! Sie geht nämlich auch hin, ist sogar Zirkelälteste und bildet sich ein, mal 'ne große Bildhauerin zu werden, bloß weil sie aus Plastilin 'n paar Figuren geknetet hat. Als die Zirkelarbeiten ausgestellt wurden, haben die Besucher gelacht und, als sie den Kosaken und das Pferd von der Hrebenjutschka sahen, spöttisch

gefragt: «Wer reitet denn da auf einem Hund?» (Die Frage kam zwar von mir, aber Ehrenwort, das Pferd sah aus wie ein Hund.)

Pawluscha hatte ihr im Unterricht mal einen Zettel geschrieben und vielleicht auch was draufgezeichnet, denn ich hörte selbst, wie sie zu ihm sagte: «Weißt du, das ist gar nicht so schlecht gemalt. Du hast ein gutes Formgefühl und gibst die Bewegung gut wieder.» So eine Prahlliese! Hat da irgendwas von Anatoli Dmytrowytsch aufgeschnappt, gibt damit an, und Pawluscha staunt Bauklötzer und glaubt ihr. Dabei sieht sie doch, daß er ein Dummkopf ist, spielt mit ihm wie die Katze mit der Maus und lockt ihn in diesen Zirkel, bloß weil sie vielleicht möchte, daß er sie malt, so wie Anatoli Dmytrowytsch seine Angebetete gemalt hat.

Unser Zeichenlehrer war nämlich unsterblich in Galyna Sydoriwna verliebt und hat sie ständig gemalt. Alle Wände in seinem Haus hingen voll von ihren Porträts. Dadurch wußte das ganze Dorf von seiner unglücklichen Liebe. Und so möchte sicher auch die blöde Hrebenjutschka von Pawluscha gemalt werden.

Das alles wollte ich ihm plausibel machen, setzte schon an: «Und du Blödmann denkst, du hast Talent . . .», als wie aus dem Boden gewachsen die Hrebenjutschka vor uns stand.

«Hör nicht auf ihn, Pawluscha!» rief sie. «Er ist bloß neidisch, weil er selber kein Talent hat. Er hat nur Dummejungenstreiche im Kopf, ist ein Rowdy und übt schlechten Einfluß auf dich aus.»

«Ich ramponier dir gleich die Fassade, damit du stille bist», fuhr ich sie an. Worauf sie konterte: «Na ja, was anderes kann man von dir auch nicht erwarten! Gammler, blöder Fatzke . . .»

«Halt den Mund!» rief ich und holte aus, um ihr eine Ohrfeige zu geben. Pawluscha warf sich dazwischen.

«Untersteh dich, sag ich dir!»

«Wieso? Das soll ich mir gefallen lassen?»

«Dann wehr dich mit Worten! Sie schlägt dich ja auch nicht!»

«Na, das fehlte noch gerade! Sonst würde ich Hackfleisch aus ihr machen! Ich laß mich doch von so einer Zimtzicke nicht schlagen!»

«Sie ist keine Zimtzicke, sondern ein Mädchen!» verteidigte Pawluscha sie mit Baßstimme.

«Ach, so ist das!» fuhr ich auf. «Na, dann küßt euch nur! Pfui Teufel!» Ich machte meinen Arm frei, drehte mich um und ging. Ich

hörte nur noch, wie sie sagte: «Um so besser! Warum sollst du noch länger nach seiner Pfeife tanzen!»

Was er darauf erwiderte, hörte ich nicht mehr.

2. KAPITEL

Ich suche einen Kumpel. Antontschyk Mazijewskys geniale Theorie. Mir kommt eine Idee

Zunächst nahm ich mir das alles nicht sehr zu Herzen. Ach was, dachte ich, bis morgen haben wir uns wieder vertragen.

Pawluscha und ich zankten uns öfter mal, aber nach ein, zwei Tagen sprach einer den anderen an, und der Streit war vergessen. In der Regel sprach derjenige als erster, der sich schuldig fühlte. Diesmal war ich der Meinung, daß er der Schuldigere von uns beiden sei. Erstens wußte er, daß ich farbenblind bin, warb mich aber trotzdem für seinen Malzirkel, und zweitens hatte er die Hand gegen den Freund erhoben. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte zugeschlagen. Weswegen, fragt sich. Wegen eines verdammten Weibstücks!

Ich hoffte also, daß Pawluscha sich besinnen und alles wieder gut zwischen uns würde. Aber es verging ein Tag, ein zweiter, dritter. Pawluscha machte nicht den Mund auf, drehte sich sogar weg, wenn ich in seine Nähe kam. Am vierten Tag erfuhr ich dann, daß er sich in den Malzirkel hatte eintragen lassen.

Diesen Verrat konnte ich ihm nicht verzeihen. Alles kochte in mir. Du Treuloser, dachte ich, läßt mich Farbenblinden einfach sitzen und gehst unter die Künstler! Das ist dasselbe, als wenn man einen Freund auf dem Schlachtfeld zurückläßt. Judas, Judas Sawhorodni! So werd ich dich jetzt nur noch nennen.

Bilde dir ja nicht ein, daß ich dir auch nur eine Träne nachweine! Du wirst selber auf dem Bauch angekrochen kommen und mir dankbar sein, daß ich dir verzeihe! Ich kenn dich doch! In ein paar Tagen hast du die Farbstifte und Pinsel satt und wirst dich nach Abenteuern und männlicher Gesellschaft sehnen.

Ich hatte auf einmal den unbändigen Wunsch, etwas anzustellen, was die Welt aus den Angeln hob, damit dieser Judas vor Neid platzte. Aber was?

Etwas in den Himmel steigen lassen? Hatten wir schon.

Der Judas und ich haben nämlich mal versucht, mit einem Papierdrachen einen Topf voll saurer Sahne aufsteigen zu lassen.

Ein Tier fangen und ... Hatten wir auch schon.

Pawluscha, das heißt der Judas und ich fingen im Wald mal einen Zwergreiher und ließen ihn im Unterricht frei . . . Also, wenn man sie nicht nötig hat, hat man Säcke voller Ideen, aber sobald man eine braucht, sind sie alle wie weggeblasen.

Außerdem brauche ich einen Kumpel. Alleine was anzustellen ist schwierig und macht auch keinen Spaß. Ich ging auf die Weide zu den Jungen.

Sie saßen im Kreis, rauchten und erzählten sich Gruselgeschichten.

Ich setzte mich leise zu ihnen.

«Man muß einen brandneuen Tontopf vom Kolchosmarkt nehmen», sagte Wassja Derkatsch gerade. «In den bohrt man am Boden ein kleines Loch, fängt eine Fledermaus, geht um Mitternacht in den Wald, sucht sich einen Ameisenhaufen, legt die Fledermaus rein, deckt schnell den Topf drüber und nichts wie weg, ohne sich umzusehen, denn die Fledermaus schreit gräßlich. Am nächsten Tag geht man, auch um Mitternacht, wieder hin, nimmt den Topf hoch und findet von der Fledermaus nur noch die Knochen. Darunter sucht man sich einen gabelförmigen und einen hakenförmigen. Wenn man sich jemanden vom Halse schaffen will, muß man ihn nur leicht mit diesem Gabelknochen berühren, und wenn man jemanden zu sich ranziehen will, braucht man ihn bloß mit diesem Haken zu berühren...»

Bestimmt hat sich die Hrebenjutschka, diese Hexe, den Pawluscha mit so einem Haken geangelt und mich mit so einer Gabel abgestoßen, dachte ich.

«So ein Quatsch!» wehrte Stjopa Karafolka lässig ab. «Warum tippst du dann die Mathe-Lehrerin nicht mit so 'ner Gabel an, damit sie dich in Ruhe läßt und dir keine Vieren verpaßt?»

Die Jungs lachten.

«Brauchst gar nicht zu spotten», empörte sich Wassja Dertschak. «Hast du es denn schon probiert?»

«Was gibt's da zu probieren? Am liebsten würdest du uns noch agi-

tieren, Teufel oder Gespenster zu fangen. Du rückständiges Element! Du Neandertaler!» rief Kolja Kaharlyzky.

Wassja Derkatsch stand eindeutig unter dem Einfluß von Oma Mokryna, der Großmutter seines Cousins. Oma Mokryna war sehr religiös und verkörperte in unserem Dorf die rückständigen reaktionären Kräfte.

«Obwohl, Gespenster . . .», murmelte Antontschyk.

Am Abend zuvor war im Klub der tschechoslowakische Film «Die Geister von Schloß Morresville» gezeigt worden. Es war zwar ein Lustspielfilm, aber Gespenster und Teufelsspuk gab es dort soviel, daß man sich nur festhalten konnte. Nach solchen Filmen möchte man nur über Gruseldinge reden, möchte beweisen, daß einen das alles überhaupt nicht berührt.

«Eigentlich sind in unserem Atomzeitalter all diese Gespenster in ihren Schlössern völliger Blödsinn», meinte Kolja Kaharlyzky. «Alles ist doch durch elementare Wissenschaft erklärbar.»

Mit dem kann man nichts anstellen, dachte ich. Der ist zu vernünftig.

«Einerseits ja... Quantenmechanik... Laser», platzte Wassja Derkatsch heraus und schlug errötend die Augen nieder. Dämlack! Garantiert hat er keinen blassen Schimmer davon, was Quantenmechanik und Laser bedeuten und hat jetzt Schiß, daß jemand ihn darüber ausfragt.

Der entfällt also auch.

«Und vor allem die Kybernetik!», fügte Stjopa Karafolka wichtigtuerisch hinzu. «Die Wissenschaft steht an der Schwelle der Erfindung eines Elektronenhirns, einer Maschine, die den menschlichen Verstand ersetzt.»

Vor allem dich müßte man durch 'ne Maschine ersetzen, damit du nicht immer so angibst! dachte ich. Und wenn man mir hundert Millionen Rubel verspräche, den würde ich nicht als Kumpel nehmen.

«Und trotzdem ...», wandte Antontschyk Mazijewsky schüchtern ein. «Kybernetik ... Laser ... alles klar, aber ... was kommt nach dem Tod? Ein Mensch hat gelebt, gefühlt, hat seine Gedanken und Träume gehabt, und auf einmal ist nichts mehr davon da. Wie kann das sein? Irgendwas muß doch bleiben! Allein nach physikalischen Gesetzen. Nichts verschwindet spurlos, alles geht nur in eine andere

Form über. Ein Lomonossow-Gesetz. Glaubt ihr wirklich, daß der Mensch stirbt und nichts von ihm übrigbleibt? Daß er nichts mehr fühlen, nichts mehr denken wird? Mal ehrlich!»

«Ach, Quatsch mit Soße! Der Tod! Mann, hast du 'n Thema gefunden! Hör bloß auf damit!» Karafolka winkte ab. Obwohl er in unserer Mitte als der Klügste galt — er war Klassenbester —, vertrug er es einfach nicht, wenn vom Sterben gesprochen wurde. Er war ungeheuer auf sein körperliches Wohlbefinden bedacht. Sogar wenn er nieste, sagte er leise zu sich: «Gesundheit, Stepan!» Und Gespräche übers Sterben fürchtete er anscheinend, weil er glaubte, sie könnten seiner kostbaren Gesundheit schaden.

Antontschyk maß Karafolkas Geifern keinerlei Aufmerksamkeit bei

«Nein, ernsthaft», beharrte er. «Wenn nach physikalischen Gesetzen nichts verschwindet, warum sollen da nicht Gedanken, Verstand, Gefühle, all das, was «Seele» genannt wird, nach dem körperlichen Tod des Menschen in die Form eines Gespenstes übergehen? Ist das unwissenschaftlich? Widerspricht das der Wissenschaft?»

Alle sahen sich verblüfft an.

«Ich hab in der Zeitschrift (Im Ausland) gelesen, daß in England die Gespenster offiziell registriert sind», fuhr Antontschyk fort. «Sie leben in alten Schlössern und erscheinen regelmäßig. Wie erklärt ihr euch das?»

«Na ja, im Kapitalismus!» widersprach Kolja Karhalyzky. «Die glauben auch an Gott. Ganz offiziell.»

«Und die Sage vom Horbuscha-Grab?» gab Antontschyk nicht auf. «Die geht doch immer noch um. Schon an die dreihundert Jahre. Einige wollen den Geist sogar gesehen haben, und nicht nur einmal.»

Das war's!

«Jungs! Ich hab 'ne Idee!» rief ich. «Statt hier blöd herumzuquatschen, schlage ich vor zu überprüfen, ob die Sage vom Horbuscha-Grab stimmt, ob die Leute die Wahrheit sagen oder nicht. Gleich heute nacht.»

Wieder sahen sich alle entgeistert an. Die Sage vom Horbuscha-Grab kannte jeder.

3. KAPITEI. Die Sage vom Horbuscha-Grab

Vor langer, langer Zeit hatten Saporosher Kosaken, von einem Feldzug gegen die Türken zurückgekehrt, in einem Tal nahe unseres Dorfes ihr Lager aufgeschlagen. Es war die Hundertschaft des Kosakenoberleutnants Horbuscha. Von ihm erzählt man eine seltsame Geschichte. Über Nacht war plötzlich ein Sack mit Golddukaten, die gesamte Kriegsbeute dieses schweren Feldzuges, verschwunden. Oberleutnant Horbuscha beschuldigte den Schatzmeister der Saporosher Kosaken, den alten Bohdan Sacharko, des Diebstahls. Dieser schwor bei allen Heiligen der Welt, es nicht gewesen zu sein, konnte aber seine Unschuld nicht beweisen. Horbuscha ließ ihn köpfen. Sacharko wurde an Ort und Stelle begraben, und die Hundertschaft zog weiter in Richtung Saporosher Land.

Nach einiger Zeit kam der Kosakenoberleutnant Horbuscha in unsere Gegend zurück, kaufte das ganze Land ringsum auf, legte ein Gut an, ließ sich einen Palast bauen und lebte dort in Saus und Braus. Tag und Nacht zechte und praßte er mit den einheimischen Herren. Geld schien er wie Heu zu haben — er selber hatte nämlich den Saporosher Kosakenschatz gestohlen und ihn nachts im Tal unter einer Weide vergraben!

Aber die gestohlenen Dukaten brachten dem Leutnant kein Glück. Seine Missetat war nicht vergessen. In dunklen Nächten erschien ihm der Geist des unschuldig geköpften Schatzmeisters Sacharko. In langem weißem Hemd, ohne Kopf, trat er an Horbuschas Bett, neigte sich über ihn, reckte drohend oder flehend die Arme. So schrecklich war sein Anblick, daß Horbuscha vom Bett aufsprang und fortrannte, bis er völlig entkräftet niederfiel. Am nächsten Morgen wurde er weit draußen in der Steppe gefunden, mit zerrissenen Sachen, blutend, mehr tot als lebendig.

Horbuscha befahl, das Grab zu öffnen, um Sacharkos Leiche zu verbrennen und die Asche aus einer Kanone in alle Winde zu zerstreuen. Damit erhoffte er sich Ruhe von diesem grauenvollen nächtlichen Spuk.

Das Grab wurde geöffnet, aber man fand nur Sacharkos Kopf, nicht seinen Körper. Horbuscha erbleichte, begann zu zittern.

«Grabt weiter!» schrie er. «Grabt so lange, bis ihr ihn gefunden habt!»

Sieben Tage und sieben Nächte gruben seine Knechte, bis sie ein riesiges Loch von hundert Metern Breite und zweihundert Metern Länge ausgehoben hatten — die Leiche des alten Schatzmeisters indes fanden sie nicht. In der siebenten Nacht sprudelte am Boden der Grube unvermittelt eine Quelle auf, füllte die Mulde mit Wasser und bildete einen See, der bis auf den heutigen Tag Sacharkosee heißt.

Der Kosakenleutnant Horbuscha wurde noch finsterer, noch wilderer, versuchte, die Angst in seinem Herzen noch mehr in Wein zu ertränken. Aber in dunklen Nächten erschien ihm wieder der enthauptete Geist des Schatzmeisters, reckte die Arme, und wieder stürzte Horbuscha blindlings in die Steppe hinaus. Nach so einer Nacht fanden die Knechte ihn dann am Ufer des Sacharkosees unter der Weide, unter der er den gestohlenen Schatz vergraben hatte tot und . . . ohne Kopf. Man erkannte ihn nur am Hemd und an einer Schulternarbe, die von einem türkischen Säbel stammte. Der Kopf wurde nicht gefunden, soviel man auch suchen mochte. Horbuscha wurde so bestattet und über seinem Grab eine Kapelle errichtet. Bald darauf brannte das Gut des Kosakenoberleutnants Horbuscha völlig nieder. Da Horbuscha unverheiratet gewesen war und keine Verwandten hatte, ging der Boden in Gemeineigentum über. Von Horbuscha blieb nur die Kapelle auf dem Dorffriedhof übrig. Verwaist steht sie nun zwischen grasüberwucherten Gräbern, ein alter, mit Moos bewachsener Ziegelbau mit kleinen Fenstern, die vielleicht schon vor zweihundert Jahren ausgeschlagen worden waren, mit einer halboffen stehenden Eisentür, die teilweise in die Erde eingesunken ist. Sobald es zu dämmern beginnt, sieht man in der Nähe der Kapelle keine Menschenseele mehr. Die Leute machen einen weiten Bogen darum; man sagt, es spuke dort. Freitags um Mitternacht (an einem Freitag wurde der alte Sacharko geköpft) soll an der Kapelle ein weißer Geist ohne Kopf umgehen - der alte Schatzmeister, der sich Horbuscha in Erinnerung bringen will. Dann ertönen aus der Erde dumpfes Stöhnen und unterdrückte Angstschreie. Horbuscha findet auch im Grab keine Ruhe, quält sich und büßt für seine Missetat - so erzählt man.

Den Geist aber kann man nur dann erblicken, wenn man etwas ge-

stohlen hat und an einem Freitag um Mitternacht zur Kapelle geht. Da es kaum jemanden gibt, der nach einem Diebstahl nachts noch auf den Friedhof läuft, um ein Gespenst zu begucken, sind keine lebenden Zeugen bekannt. Es wird bloß erzählt, daß der Schwager irgendeines Uropas oder einer Uroma den alten Sacharko gesehen habe.

4. KAPITEL

Ich wähle mir Antontschyk Mazijewsky als Kumpel.

Der Diebstahl des Fotoapparates.

Wir sehen uns den Friedhof an

«Wie, habt ihr etwa Angst?» Ich sah die Jungen der Reihe nach verächtlich an.

«Ach wo!»

«Kein bißchen!»

«Woher denn?» riefen die Jungs.

«Wir müssen aber noch was klauen», gab Antontschyk zu bedenken.

«Na und? Dann klauen wir eben!» sagte ich ungerührt. «Um der Wissenschaft willen ist auch das erlaubt. Wenn sich herausstellt, daß Antontschyk recht hat, daß Verstand, Gedanken, Gefühle sich nach physikalischen Gesetzen in ein Gespenst verwandeln, Mann, das gibt eine Umwälzung in der ganzen Wissenschaft!»

«Ach, was quasselst du da?» entgegnete Karafolka. «Was für 'ne Umwälzung? In welcher Wissenschaft? Wie willst du das beweisen, wenn du bloß vor lauter Angst irgendeine Erscheinung hast?»

«Wie? Ich fotografiere eben.» Die Idee kam für mich selber unerwartet. «Wenn's Gespenster wirklich gibt, muß man sie auch auf dem Foto festhalten können. Logisch.»

«Na, vielleicht ist es wirklich so?» meinte Antontschyk unsicher.

«Ihr Blödmänner! Ist doch alles Käse!» fuhr Karafolka dazwischen. «Wenn man Gespenster fotografieren könnte, hätte man das längst getan.»

«Meinst du?» gab ich bissig zurück. «Damit du's weißt! Alle großen Entdeckungen kamen unerwartet für die Zeitgenossen. Die Leute haben zuerst auch über Newton und Edison gelacht und dann

gestaunt, wie einfach alles ist und daß sie nicht von selber daraufgekommen sind.»

«Oh, oh, haltet mich fest, sonst fall ich um!» schrie Karafolka außer sich. «Edison... Newton! Und das von einem, der 'ne Prüfung nachholen muß! Sag lieber, wieviel zwei mal zwei ist.»

Die Jungen brachen in Gelächter aus.

«Lacht nur! Lachen ist gesund!» entgegnete ich ruhig. «Hör mal, Antontschyk, laß die man... Wollen wir uns nicht zusammentun? Du bist doch ein richtiger Junge! Mit dir kann man was unternehmen. Die da...»

Ich winkte ab.

Antontschyk errötete vor Stolz. Erst vor ein paar Tagen, als ich mich noch nicht mit Pawluscha zerstritten hatte, war er ein «verkrüppelter Bandwurm» gewesen, weil er sich nicht getraute, auf dem Brückengeländer entlangzubalancieren, wie Pawluscha und ich es gewagt hatten.

«Komm!» winkte ich Antontschyk. «Die werden sich noch umgukken.»

Karafolka rief uns spöttisch hinterher: «Aber laßt euch von dem Gespenst auch 'n Autogramm geben! Sonst glaubt euch die Wissenschaft nicht! Hahaha!»

Die anderen wieherten los.

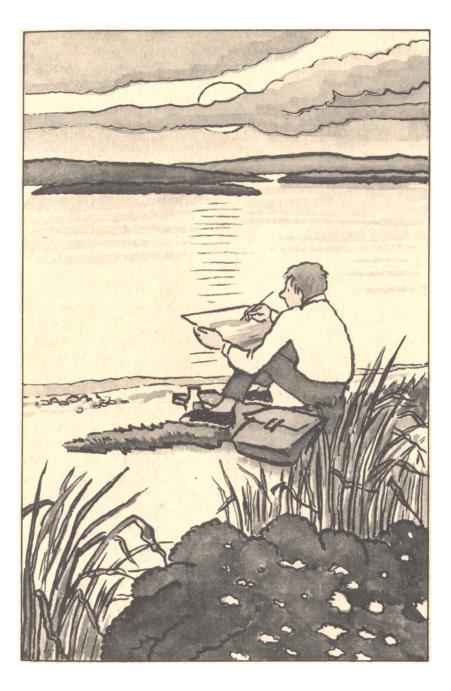
Mich konnte nichts erschüttern, ich hatte Feuer gefangen, glaubte felsenfest an den Erfolg unserer Sache, und als Antontschyk mich nach einigen Schritten schüchtern fragte: «Willst du wirklich das Gespenst fotografieren?», redete ich so überzeugt auf ihn ein, als hätte nicht er, sondern ich die Theorie von der Verwandlung menschlichen Geistes und menschlicher Seele in Gespenster entwickelt.

Antontschyk lauschte, nickte und sagte dann: «Aber da wird nichts draus. Wir brauchen doch einen Apparat, mit dem man auch nachts fotografieren kann. Meine (Smena) bringt das nicht.»

Ich fuhr auf.

«Ach du verkr...» Ich wollte «verkrüppelter Bandwurm» sagen, hielt mich aber gerade noch zurück, weil er jetzt mein Kumpel war, und verbesserte auf «... verkrachtes Genie». «Wir brauchen bloß 'ne gute Kamera. «Kiew» oder so.»

«Und woher nehmen?» fragte Antontschyk.



«Woher? Klauen natürlich!»

Beinahe wäre Antontschyk gestolpert. «Waas?»

«Das müssen wir doch sowieso, damit der Geist erscheint. Da klauen wir eben einen Fotoapparat.»

«Aber... könnten wir nicht einfach 'n paar Äpfel stibitzen oder 'ne Melone? Dafür kriegen wir höchstens eins hinter die Ohren. Aber für den Fotoapparat kannst du im Gefängnis landen.»

«Wir geben ihn doch wieder zurück.»

«Na ja! Und wenn man uns erwischt? Dann beweis mal, daß du ihn zurückgeben wolltest!»

«Ich klau ihn selber. Du brauchst nur Schmiere zu stehen.»

«Und von wem willst du ihn klauen?» fragte er, schon ruhiger.

«Von Bardadym.»

«Naa, du hast Mut!» Antontschyks längliches Gesicht zog sich noch mehr in die Länge. «Wenn er dich schnappt, reißt er dir Arme und Beine aus.»

Das war mir selber klar. Hryschka Bardadym, ein zwei Meter langer Lulatsch aus der 10. Klasse, konnte mit der bloßen Faust einen Nagel in ein Brett einschlagen und war furchtbar schnell auf die Palme zu bringen. Alle Jungen hatten Angst vor ihm. Dafür besaß er die beste Fotokamera im Dorf, eine (Kiew), mit Teleobjektiv und von einer Empfindlichkeit, daß Faradejowytsch, unser Dorf-Edison, sagte, man könne damit sogar unter der Erde fotografieren. Fotografieren war Bardadyms Hobby, seine Bilder wurden oft in unserer Kreiszeitung abgedruckt. Auf seine Kamera war er sehr stolz und wäre sicherlich imstande, für sie jemandem Arme und Beine auszureißen. Wenn wir also schon ein Gespenst fotografieren wollten, dann nur mit Bardadyms Kamera. Und was das Wagnis betraf... Der Diebstahl an sich war schon eine Sensation, die uns ans Licht der Öffentlichkeit rücken würde. Und ich mußte unbedingt diesem Judas Sawhorodni klarmachen, wen er gegen diese gerupfte Henne, diese Hrebenjutschka, eingetauscht hatte. Dicke Tränen sollte er vergießen, sich quälen und alles bereuen. Ich würde ihn nicht einmal angucken - damit er wüßte, was es heißt, einen Freund zu verraten!

«Wollen wir das nicht lieber nächste Woche machen?» fragte Antontschyk hoffnungsvoll. «Heute ist schon Freitag, und wir schaffen es nicht, den Apparat zu klauen und so. Was meinst du?»

«Heute nacht», beharrte ich. «Und den Apparat klauen wir jetzt gleich.»

«Wozu alles übereilen? So eine Aktion muß man doch gut planen und überlegen.»

«Was gibt's da groß zu überlegen? Wir klauen das Ding, und damit hat sich's.»

Ich hatte das einfach so dahergesagt, aber es lief alles wie am Schnürchen. Antontschyk brauchte nicht einmal Schmiere zu stehen.

Bardadyms Fenster stand offen, an der Wand neben dem Fenster hing der Apparat, im Zimmer und am Haus war keine Menschenseele zu sehen. Ich brauchte nur die Hand auszustrecken. Das tat ich auch. Dann schlichen Antontschyk und ich zwischen den Gärten zum Fluß.

«Prima, wirklich prima!» stammelte Antontschyk. «Keiner von den Jungs hätte das gewagt! Keiner im ganzen Dorf. Keiner auf der ganzen Welt — aber wir! Und von Bardadym! Also wirklich, das ist . . .»

Antontschyks Brust schwoll vor Stolz.

Am Fluß entdeckten wir plötzlich Pawluscha. Er saß am Ufer, hielt eine längliche, dünne Furnierplatte auf den Knien und bemalte sie mit einem Pinsel.

Antontschyk äugte zu mir herüber und meinte grinsend: «Aah! Unser Maler!»

Dann zeigte er Pawluscha einen Vogel und rief spöttisch: «Maler! Maler! Mal doch meinen Vogel!»

Er wußte, daß wir uns verzankt hatten, wollte mir einen Gefallen tun, zog Grimassen, hüpfte herum, lachte, schrie. Antontschyk war selbst einmal mit Pawluscha befreundet gewesen, aber dann hatte er Pawluscha in einer schwierigen Situation sitzenlassen, und Pawluscha hatte ihm die Freundschaft gekündigt. Und jetzt machte sich Antontschyk über ihn lustig. Das war gemein, ich hätte es nicht dulden dürfen, statt dessen wieherte ich ebenfalls höhnisch. Vielleicht hätte ich geschwiegen, wenn nicht diese Holzplatte gewesen wäre. Es war der Deckel einer Kiste. Auf der Unterseite stand deutlich mit schwarzem Kopierstift geschrieben:

Wassjukiwka wul. Gagarina, 7 Hrebenjuk S. I.

Das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich das sah. Aus und vorbei! Auf einem dünnen Kistendeckel der Hrebenjutschka malst du! Ganz familiär sozusagen. Von einer Kiste, die ihnen mal irgendeine Tante Motja geschickt hat! Bald trägst du auch noch ihren Rock! Auf so was wie dich pfeif ich!

«Hahahaha!»

Er warf mir einen langen Blick zu, und in diesem Blick lagen soviel Trauer und Vorwurf, daß er mir durch und durch ging.

Ach was! Guck nur, soviel du willst! Und mal deine Hrebenjutschka, soviel du Lust hast! Und überhaupt, du kannst mich mal... Du wirst bald staunen!

Ich drückte Bardadyms «Kiew» unterm Hemd noch fester an mich. «Während du Pinselheini hier deine Farben vergeudest, haben

wir . . . »

«Halt den Mund!» unterbrach ich Antontschyk wütend. «Komm jetzt.»

«Jaja, wir müssen Vorbereitungen treffen . . . für so eine Aktion!» meinte Antontschyk augenzwinkernd zu Pawluscha. Dieser Quatschkopf! Aber soll er den Judas ruhig ein bißchen kitzeln! Ich weiß ja, wie neugierig der ist.

Mit eiserner Miene ging ich an ihm vorüber, konnte aber mit einem schnellen Blick auf den Kistendeckel gerade noch einen Strauch und dahinter Wasser ausmachen. Sträucher! Wenn er wenigstens die Weide gemalt hätte, von der wir in den Fluß gesprungen sind! Eine historische Stätte, zumal ich von der höchsten Spitze gehechtet bin! Bisher hat noch keiner diesen Rekord wiederholt. Einen Strauch! Aber vielleicht hat die Hrebenjutschka mal unter diesem Busch gesessen!

Ich war erregt und hatte noch keine Angst davor, was mir für den Diebstahl drohen würde. Die Angst kam erst, als Antontschyk und ich ins Gebüsch krochen, um den Apparat genau anzusehen. Du lieber Himmel, das war vielleicht ein Gerät! Obwohl ich wenig vom Fotografieren verstehe, sah ich das auf den ersten Blick. Antontschyk kannte sich besser darin aus. Er besaß eine Schüler-«Smena», knipste damit recht und schlecht, hielt sich aber für einen großen Spezialisten. Er nahm mir den Apparat ab, besah ihn von allen Seiten und murmelte verzückt vor sich hin: »Große Klasse! Automatische Belichtung... und die Optik! Sehr bequemer Spannhebel... weicher Verschluß...»

Er hielt die Kamera immer wieder ans Auge, richtete sie mal auf mich, mal durchs Gebüsch in die Ferne und stieß in einem fort Begeisterungsrufe aus.

Widerlich! Ich hatte den Diebstahl riskiert, vielleicht würde mir Bardadym wirklich Arme und Beine ausreißen, während er hier entzückt herumstöhnte, sich wichtig tat und vielleicht sogar das Gespenst selber fotografieren wollte, um als Held dazustehen und mich beiseite zu drängen. Das fehlte gerade noch!

Nein!

«Gib her! Fotografieren werde ich! Du zeigst mir, wie man das macht. Her damit!»

Unwillig reichte mir Antontschyk den Apparat. «Hier! Aber so was lernt man nicht auf Anhieb, dazu braucht man Monate.»

«Vielleicht sogar Jahre?» giftete ich zurück. «Du Klugscheißer! Hast doch selber gesagt, alles geht automatisch, man braucht nur aufzuziehen und abzudrücken.»

«Aber man muß das Motiv richtig im Sucher haben, muß die passende Belichtung wählen und so.»

«Ach was! Wir wollen ja nicht auf 'ne Fotoausstellung. Hauptsache, das Gespenst ist abgebildet. Und überhaupt, bring mich nicht in Rage, sonst . . .»

Antontschyk war sofort still und zeigte mir, wo man spannen, abdrücken und weiterdrehen muß. Ich kriegte das ziemlich schnell mit. Als Probe knipste ich gleich den Fluß, Antontschyk, eine Kuh am Ufer und in Großaufnahme meinen dreckigen, zerschrammten Fuß. Danach blieben noch zehn Aufnahmen. Das dürfte reichen, denn das Gespenst würde kaum lange posieren, ich mußte froh sein, wenn ich einmal klicken konnte.

Ich versteckte den Apparat auf dem Heuboden. Dann gingen Antontschyk und ich auf den Friedhof, um alles auszukundschaften. Wir mußten eine günstige Stelle zum Auflauern finden und mehrere

Zugangswege ausmachen, um unvorhergesehenen Hindernissen ausweichen zu können. Ihr wißt ja, auf einem nächtlichen Friedhof erschrickt man vor allem: Ein Busch erscheint einem wie ein Mensch, eine gewöhnliche Katze wie ein Teufel (die Augen leuchten in der Dunkelheit), und wenn man den Weg nicht kennt und unerwartet in ein Loch tapst, könnte man vor Schreck den Verstand verlieren, weil man denkt, man fällt in ein Grab. Daher war es unbedingt notwendig, sich vorher gut umzusehen.

Der Friedhof liegt am Ende des Dorfes. Von der Straße ist er abgegrenzt durch einen hohen, geschlossenen Bretterzaun, unterbrochen nur durch ein mächtiges Eichenholztor, das mit einem dicken Hängeschloß versehen ist. («Damit die Toten nicht abhauen», ulkt Opa Salymon immer.) Aber das könnten sie sehr wohl, wenn sie nur wollten, denn nach hinten raus ist der Friedhof völlig offen. Das Tor wird nur aufgemacht, wenn man jemanden begräbt, und dann wirkt es sehr feierlich und bedeutsam, wie eine Pforte, die das Diesseits vom Jenseits, die lebendige, laute Welt von der toten, schweigenden Welt trennt.

Ansonsten aber sieht es ganz alltäglich und gewöhnlich aus, nicht zuletzt deshalb, weil ein Briefkasten daran befestigt ist. Wer das veranlaßt hat, weiß ich nicht. Er hängt schon sehr lange dort. Wahrscheinlich hatte man das Tor dazu ausersehen, weil es auf der ganzen langen Straße nur niedrige Flecht- oder Lattenzäune gibt und die Post mit dem zweiten Briefkasten sich drei Kilometer weiter am anderen Ende des Dorfes befindet.

Dieser Kasten ist nat Ürlich auch ein Gegenstand des Spottes für Opa Salymon. «Dort kann man Briefe ins Jenseits einwerfen. Die kommen schneller hin als nach Shmerynka!»

Das Tor wirkt wohl auch deshalb so prosaisch, weil rechter Hand davon, näher zu Opa Salymons Grundstück (es grenzt unmittelbar an den Friedhof), eine riesige Kiefer steht, in deren Mitte, wo der Stamm sich gabelt, ein Storchennest liegt, das wohl nicht ohne Opa Salymons Hilfe gebaut wurde.

«Die Störche stehen im sozialistischen Wettbewerb mit dem Gevatter Tod», witzelt Opa Salymon. «Er fällt die Menschen mit der Sense, während sie am laufenden Band kleine Babys herabwerfen. Die Menschheit wächst. Wir gehen schon auf drei Milliarden zu. Im

Jahr 2000 werden's sechs sein. Der Tod tritt zurück, das Leben ist im Vormarsch begriffen.»

Wie kann Opa Salymon bloß solche Witze reißen, wenn er ständig Kreuze und Gräber vor Augen hat? So eine unangenehme Nachbarschaft! Und obendrein die gruselige Horbuscha-Kapelle direkt vor der Nase! Die hintersten beiden Sauerkirschbäume im Garten streifen mit ihren Ästen die Wände der Kapelle.

Eigentlich wäre es am bequemsten, durch Opa Salymons Garten zu Horbuschas Grab zu gelangen. Warum sollen wir vom Feld aus über den ganzen Friedhof gehen?

Bei Opa Salymon war niemand zu Hause. Er arbeitete auf dem Melonenfeld, und seine Frau war am Strand (der Neffe aus Moskau war mit Frau und Kindern zu Besuch, und wir hatten sie getroffen, als sie alle zum Fluß gingen). Wir konnten uns also in aller Ruhe umsehen und beschlossen, von der Straße aus über Karafolkas Garten auf Opa Salymons Grundstück zu schleichen. (Opa Salymon hat einen Flechtzaun, an dem man sich leicht verhaken kann, Karafolka dagegen einen Lattenzaun, der besser zu überspringen ist). Dann wollten wir am Schweinestall vorbei, über den Erdkeller und um die Bienenkörbe herumgehen. Im Garten würden wir uns in die Johannisbeerbüsche hocken und hatten die Horbuscha-Kapelle genau vor uns. So saßen wir eigentlich gar nicht auf dem Friedhof, sondern im Garten, waren sozusagen unter Menschen. Meine Stimmung hob sich zusehends.

«Wird alles laufen! Komm, Antontschyk! Wir müssen ein bißchen schlafen, damit wir heute nacht durchhalten.»

Wir huschten wieder auf die Straße und trafen Karafolka, der auf dem Wege nach Hause war und mit Leidensmiene die Hand an die Stirn preßte.

«Im Dorf ist was los, sag ich euch!» rief er aufgeregt. «Bardadym ist der Fotoapparat geklaut worden. Er behauptet, einer von uns soll es gewesen sein, war bei uns auf der Weide. «Wer hat den geklaut, ihr Schweinebande?» hat er gebrüllt. «Gebt's ruhig zu. Wenn ihr nichts sagt, find ich den Dieb alleine und reiß ihm Arme und Beine aus.» Ich glaub, er hat dich im Auge, Jawa.»

Ich bekam weiche Knie, spürte Arme und Beine kaum, so als wären sie mir schon ausgerissen.

Karafolka nahm die Hand von der Stirn. Ein mächtiger blauer Fleck prangte darauf.

«Was hast du denn da?» fragte Antontschyk.

«Ach...», murmelte Karafolka. «Ich bin über was gestolpert und hingefallen... Also, komm dem Bardadym lieber nicht unter die Augen, Jawa... Na, ich geh dann, leg mir was Kaltes drauf.» Nun schon beide Hände auf die Stirn gepreßt, schlich er davon.

Eine Weile trotteten Antontschyk und ich stumm die Straße entlang. Antontschyk blickte um sich wie ein Kater, den ein wütender Hund auf einen Birnbaum gejagt hat. Er seufzte bereits mehrmals und murmelte dann gepreßt: «Jawa, hör mal! Wollen wir's nicht zugeben und ihm den Apparat zurückbringen? Was meinst du?»

Ach, du Angsthase! dachte ich, konnte aber selber nicht sprechen, weil mir die Schwäche noch zu sehr in den Gliedern steckte. Ich schüttelte nur den Kopf.

«Wie du meinst.» Antontschyk hob die Schultern. «Ich will nur dein Bestes. Du weißt ja . . .»

Er wollte andeuten, daß ich den Apparat gestohlen hätte, selber dafür verantwortlich sei und er damit nichts zu tun hätte.

Das hätte Pawluscha nie gesagt!

Ich sah Antontschyk geringschätzig an und zischte: «Wenn du so 'n Schiß hast, mach ich's eben allein.»

Antontschyk wehrte ab. «Reg dich nicht gleich auf! Ich hab's doch bloß so gesagt. Wir geben ihn ja morgen früh zurück, also . . . Karafolka ist eine Niete . . . Wo treffen wir uns?»

«Am Klub. Um elf.»

«Alles klar. Ich leg mich gar nicht erst ins Bett, sonst verschlaf ich. Also, bis heute abend!» Er rannte davon, wobei er sich ständig umsah, als verfolge ihn jemand.

5. KAPITEL Das Gespenst. Achtung, ich fotografiere!

Zu Hause empfing mich mein Opa mit den Worten: «Irgendein Hryschka Bardadym hat nach dir gefragt. Du sollst zu ihm kommen.»

Wie oft in Augenblicken der Gefahr erschrak ich kaum, nur spannte sich alles in mir, und in meinem Kopf kreiste unablässig der Gedanke: Was tun? Ich mußte den Fotoapparat vom Boden holen und aus dem Haus verschwinden.

«Ach ja», sagte ich betont gleichgültig. «Er will mich heute zum Nachtangeln mitnehmen. Er hat sich da was ausgedacht und will's ausprobieren.»

«Jemand Besseren konnte er wohl nicht finden?» fragte mein Opa.

«Was weiß ich», erwiderte ich achselzuckend. «Wahrscheinlich ist sein Boot so leicht und er braucht jemanden, der nicht viel wiegt und, außerdem Ahnung vom Angeln hat.»

Wenn ich mich bloß nicht verquatsche! Mein Opa sieht's mir nämlich an der Nasenspitze an, wenn ich flunkere. Er darf gar nicht dazu kommen, selber Fragen zu stellen.

«Du, Opa, bei uns auf dem Boden war doch mal... so 'ne ... na so 'ne Lampe, die man vorne am Boot befestigen kann. Ich geh mal nachsehen.»

Ohne eine Antwort abzuwarten, war ich verschwunden. Mein Herz hüpfte wie ein Schweineschwänzehen. Schnell, bloß schnell, damit mich Bardadym nicht erwischt, wenn er noch mal auftaucht!

Ich klaubte den Apparat aus dem Heu, stopfte ihn unters Hemd und kletterte wieder hinunter.

«Au, der Bauch tut auf einmal so weh!» stöhnte ich, hielt die Hände vor den Leib und drehte mich von meinem Opa weg. Ohne ihm Zeit zum Überlegen zu geben, war ich an ihm vorbei hinter die Scheune gehuscht und rannte von dort gebückt zwischen Sonnenblumen und Mais auf die Straße und zum Dorf hinaus ins Wäldchen...

Bis gegen Abend trieb ich mich im Wald, in der Steppe und im Gebüsch am Fluß herum.

Mir war ziemlich unheimlich zumute. Ich kam mir vor wie ein gehetzter Hase. Fast schien mir, als bewegten sich meine Ohren, wenn ich mich umsah und auf die leisesten Geräusche achtgab. Was für ein furchtbares Leben führen doch Verbrecher! Immer auf der Hut sein, immer damit rechnen müssen, gefaßt zu werden, immer an die begangenen Missetaten denken müssen, keine ruhige Minute haben — nein, das ist kein Leben, das ist die Hölle!

Verbrecher sind ganz unglückliche Menschen.

Es war schon dunkel, als ich zum Klub schlich. Ich hatte Antontschyk extra dorthin bestellt, weil am Klubhaus eine Uhr ist. Wir mußten Punkt zwölf auf dem Friedhof sein, und ich hatte keine Uhr. Deswegen noch einen Diebstahl zu begehen, war nun doch zuviel.

Verwaist lag der Klub da. An Freitagen gibt's dort weder Kino noch Tanz. Kino ist dienstags, donnerstags und sonnabends, und sonntags ist Tanz.

Die Uhr zeigte Viertel vor elf.

Ich kroch ins Gebüsch gegenüber dem Gebäude und wartete.

Um elf war Antontschyk noch nicht da.

Er hat ja auch keine Uhr, dachte ich. Nicht so schlimm, wir haben noch eine Stunde Zeit.

Um Viertel zwölf war Antontschyk immer noch nicht erschienen.

Vielleicht kommt er zu Hause nicht weg und wartet, bis alle eingeschlafen sind, kombinierte ich.

Um halb zwölf ertönten Schritte auf der dunklen Straße.

Antontschyk?

«Wwwir wwaaaren nur noch dddreiii . . .», klang es halblaut durch die Finsternis. Das war Burmylo, der angeheitert aus der Kneipe kam.

Und wieder war Stille.

Um dreiviertel zwölf rannte aufgeregt ein Hund vorüber.

Keine Spur von Antontschyk.

Diese Niete! Dieser Angstmeier! Nein, Antontschyk ist kein Kumpel für mich. Er ist und bleibt ein «verkrüppelter Bandwurm».

Pawluscha wäre bestimmt gekommen.

Ach, wenn er doch jetzt hier wäre! Dann wäre eine ganz andere Stimmung.

Länger kann ich nicht warten. Bis zu Opa Salymon sind es mindestens zehn Minuten Fußweg.

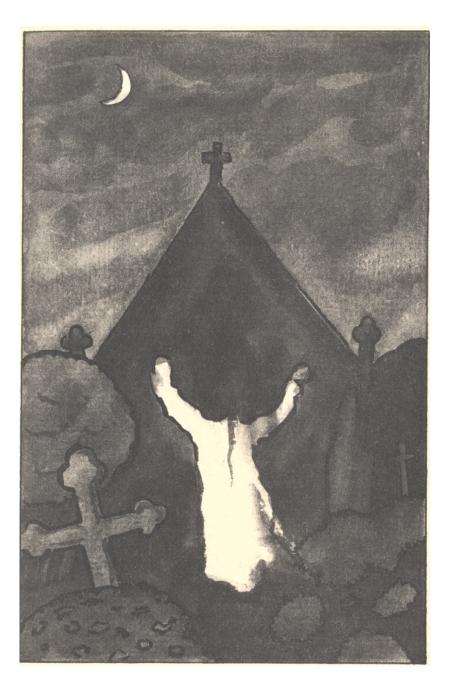
Ich krieche aus dem Gebüsch, vertrete mir die steif gewordenen Beine und starre mit letzter Hoffnung in die Dunkelheit. Kein Antontschyk zu sehen.

Ich mache mich auf den Weg.

Auf der Straße stolpere ich, obwohl sie ganz eben ist.

Wenn jetzt Pawluscha hier wäre! Alles wäre anders.

Was ist bloß in ihn gefahren? Es war doch so gut zwischen uns bei-



den. Wir hatten gemeinsam davon geträumt, berühmt zu werden, hatten soviel Mühe darauf verwandt, und auf einmal läßt er mich sitzen und strebt alleine zum Ruhm. Ist das etwa kein Verrat? Und wenn tatsächlich ein großer Künstler aus ihm wird? Handelt so ein echter Freund? Er wird ein berühmter Maler, während ich ein alberner Schwätzer bleibe, der nur große Töne spuckt und keinerlei Nutzen bringt.

So wie jetzt! Was will ich Überhaupt? Ein Gespenst an der Horbuscha-Kapelle fotografieren! Lächerlich! Ich glaube daran, daß menschliche Seele und menschlicher Verstand sich nach physikalischen Gesetzen in ein Gespenst verwandeln. Und wer behauptet das? Antontschyk Mazijewsky, dieser Popel, dieser Schlappschwanz!

Ach was, Gespenster! Bei uns gibt's gar keine Gespenster. Tja, im Ausland, bei den Imperialisten, mag's welche geben — die haben ja auch den Ku-Klux-Klan, die haben Gangster, und Neger schlagen sie tot. Wir dagegen haben die Wissenschaft, die Kosmonauten, die Pionier-Frühsendung und die Rundfunkgymnastik!

Soll ich gar nicht zum Friedhof gehen? Aber dann lachen mich morgen die Jungs aus. Und wozu hab ich den Apparat geklaut? Bardadym wird mir sowieso Arme und Beine ausreißen.

Ich muß hin. Wahrscheinlich gibt's dort gar keine Gespenster, aber ich muß hin, schon um mein Gewissen zu beruhigen.

Das Wetter hat umgeschlagen. Wind ist aufgekommen. Am Himmel jagen dunkle Wolken dahin, und der Vollmond, der noch vor einer halben Stunde alles ringsum erleuchtet hat, lugt nur ab und zu durch die Wolken und verschwindet wieder.

Gerade das richtige Wetter für Gespenster. In allen Büchern stürmt und regnet es, wenn sie umgehen.

Gebückt zwänge ich mich durch die Latten und schleiche vorsichtig durch Karafolkas Garten. Und da sind auch schon Opa Salymons Kartoffeln!

Stille ringsum. Alles schläft. Nur in Opa Salymons Haus schnarcht jemand, mal satt und knarrend wie eine alte Brettsäge, mal hoch und fein wie eine Laubsäge. Vielleicht der Besuch aus Moskau. Es klingt so intelligent, so großstädtisch. Im Stall grunzt die Sau im Duett dazu. Hört sich das lustig an! Meine Angst ist verflogen. Wovor soll ich Dussel auch Angst haben? Ich geh einfach zu der Grabstätte,

warte fünf Minuten, knipse die Kapelle ein paarmal, damit ich handfeste Beweise habe, daß ich hiergewesen bin, und verschwinde. Ich nehme schon den Deckel vom Objektiv und lege den Finger auf den Auslöser. Aber wozu soll ich fünf Minuten warten? Ich kann doch gleich abdrücken und dann nach Hause gehen. Alles schläft längst, bloß ich lungere bei Wind und Wetter hier auf dem Friedhof rum. Was Schönes hab ich mir ausgedacht! Pawluscha wird nicht mal mit der Braue zucken, sondern nur lässig bemerken: «Phh, Friedhof! Wie originell! Dabei sind wir schon nachts im Kiewer Höhlenkloster, in der Lawra, gewesen. Schämst du dich gar nicht?»

Ich schäme mich wirklich, daß mir nichts Besseres eingefallen ist.

So, ich warte nicht länger. Ich geh zur Kapelle und dann nach Hause.

Ich schleiche am Schweinestall vorbei, klettere über den Erdkeller, taste mich mit den Händen vor, um nicht die Bienenkörbe umzustoßen, und bin schon in Opa Salymons Garten, hinter dem sich die Horbuscha-Kapelle am Himmel abzeichnet.

Und da mir ist, als krabbelten feuchtkalte Ameisen über den Rücken, mein Atem stockt, ich spüre nichts als Entsetzen . . . da sehe ich an der Horbuscha-Kapelle ein weißes Gespenst! Ein Gespenst ohne Kopf. Es steht mit drohend erhobenen Fäusten, und aus der Gruft ertönt dumpfes Stöhnen.

Ich schüttele den Kopf, reibe mir die Augen – das Gespenst steht immer noch da.

Der alte Kosaken-Schatzmeister Sacharko steht am Grab seines Mörders und droht zornig mit den Fäusten.

Ich kneife mich in den Arm, vielleicht träume ich das alles, aber nein, es tut weh, also träume ich nicht.

Am Hals der weißen Gestalt sehe ich einen dunklen Streifen – Blut?

Plötzlich scheint sie näher zu kommen. Ich kann mich vor Entsetzen nicht rühren. Eine Sekunde vergeht, noch eine . . . nein, das Gespenst kommt nicht näher. Es geht vor der Kapelle auf und ab, droht mit den Fäusten, und durch das Heulen des Windes ist deutlich das Stöhnen und Jammern des Kosakenleutnants Horbuscha zu hören.

Schon will ich Fersengeld geben, als ich mich an den Fotoapparat in meiner Hand erinnere.

Na los, knips schon, du Dussel! Wozu bist du hier?

Ich hebe die Kamera ans Auge, richte sie auf das Gespenst, spanne, drücke ab.

Gleich wird's verschwinden!

Aber nein, die weiße Gestalt verschwindet nicht! Das widerspricht meinen gesamten Kenntnissen von Geistern, und das kalte Grausen kommt mich an.

Den Blick auf die Gestalt geheftet, ziehe ich mich langsam zu den Bienenkörben zurück. Ich darf dem Gespenst nicht den Rücken zuwenden. Das ist Gesetz. Sonst stürzt es sich auf mich und erwürgt mich.

Erst als ich gegen einen Bienenkorb stoße und höre, wie die Bienen aufgeregt summen, reiße ich für einen Moment den Blick von der weißen Gestalt, um einen Fluchtweg zu suchen. Ich taste mich rückwärts über den Erdkeller.

Am Schweinestall angelangt, drehe ich mich schließlich um und rase wie ein Blitz davon. Den Zaun nehme ich mit einem Schwung, um den mich der Kolchoshengst Elektron beneiden würde.

Während ich die Straße entlangrenne, sehe ich mich von Zeit zu Zeit um, ob der Geist des alten Sacharko mich auch nicht verfolgt. Als plötzlich etwas Weißes in der Dunkelheit aufleuchtet, drehe ich Überschallgeschwindigkeit auf, denn ich höre nicht mal mehr den Wind in den Ohren pfeifen.

Ich geh nicht ins Haus, um niemanden zu wecken, aber auf dem Hof bleiben mag ich auch nicht, so schleiche ich in den Stall zu unserer Kuh Kontrybuzia und verkrieche mich ins Stroh. Ich muß was Lebendiges neben mir spüren, und sei es nur eine Kuh. Ihr schlaftrunkenes Ächzen beruhigt mich nach und nach, und bald bin auch ich eingeschlafen.

6. KAPITEL

Ich gehe zu Bardadym. In den Kampf! Mein Triumph

Trotz der schrecklichen Nacht träumte ich nichts; ich schlief wie ein Toter. So wie ich mich hingelegt hatte, wachte ich auf. Meine Mutter melkte gerade Kontrybuzia. Als ich mich rührte, sah sie mich sofort, wunderte sich aber gar nicht und schimpfte auch nicht, sondern fragte nur spöttisch: «Na, wie war die Angelei? Wo sind denn die Fische?»

Mein Opa hatte die Schwindelei vom Nachtangeln also doch geglaubt, und Bardadym war abends nicht mehr bei uns aufgekreuzt.

«Ach...» Ich winkte nur ab, rappelte mich aus dem Heu auf und huschte, den Apparat unterm Hemd, seitlich an meiner Mutter vorbei aus dem Stall.

Schnell zu Bardadym, solange er noch nicht hiergewesen ist! Sonst denkt er, ich hätte ihn tatsächlich geklaut. Ich erkläre ihm alles. Im Apparat ist doch der Beweis. Hoffentlich ist der Film was geworden! Hoffentlich! In meinem Kopf ging alles wirr durcheinander.

Bardadym wusch sich prustend auf dem Hof am Brunnen.

Ich seufzte tief auf und ging zu ihm.

«Hryschka!»

Er wandte mir sein nasses Gesicht zu.

Ich hielt ihm den Apparat hin.

«Hau zu, Hryschka! Hau schon zu! Ich hab deinen Apparat geklaut. Mach schon!» Ich kniff die Augen zusammen und wartete auf auf den Schlag. Er blieb aus.

«Warum hast du den geklaut?» fragte Bardadym mit Baßstimme.

«Ich hab heute nacht ein Gespenst fotografiert. An der Horbuscha-Kapelle.»

«Wirklich?»

«Ja.»

«Du lügst.»

«Nein, wirklich!»

«Na, dann wolln wir den Film gleich mal entwickeln.»

«Bitte», stieß ich hervor, ungläubig, daß ich so gut davongekommen war.

Hryschka trocknete sich schnell mit dem Handtuch ab und ging vor mir her in den Schuppen, wo er sich ein Fotolabor eingerichtet hatte.

In völliger Dunkelheit hantierte er mit dem Film, klapperte herum, spülte etwas in irgendwelchen Schalen, während ich gespannt wartete.

Schließlich öffnete er die Schuppentür, trat ins Freie und hielt den noch nassen Film vor die Augen.

«Was ist? Sag schon, ist was zu sehen?» japste ich.

«Laß doch mal!» wehrte er ab, kniff die Augen zusammen und starrte auf den Film. Plötzlich rief er: «Teufel... Da ist was! Der Blitz soll mich treffen, da ist wirklich was drauf.»

Seine Züge waren kindlich verwirrt.

«Zeig doch mal! Zeig doch mal her!» Ich packte ihn am Arm.

Und Hryschka, der mir bei anderer Gelegenheit dafür bestimmt eins hinter die Ohren verpaßt hätte, zeigte mir geduldig den Film.

Wirklich! Auf dem Negativ zeichnete sich, wenn auch undeutlich, vor dem weißen Quader der Kapelle eine dunkle Silhouette ab: Arme, ein Rumpf, aber ohne Kopf...

Ein Gefühl, das sich schwer beschreiben läßt, erfaßte mich. Mir war, als stünde ich auf einem Luftkissen – wie bei diesen Luftkissenbooten –, das mich immer höher und höher trug.

Hatte ich wirklich etwas vollbracht, was noch niemand auf Erden vollbracht hat — ein lebendes Gespenst fotografiert?

«Los, erzähle, wie es war! Aber ohne Flunkerei, sonst...» Bardadym fuhr mir mit der Faust unter die Nase. Ich schob sie ruhig beiseite. Was hatte ich zu befürchten? Warum sollte ich lügen?

Haarklein berichtete ich, was ich erlebt hatte, sogar wie der Neffe aus Moskau und die Sau um die Wette geschnarcht hätten.

«Hexerei! Von wegen Gespenst!» Bardadym hob die Schultern. «Wo gibt's denn Gespenster? Menschen fliegen in den Kosmos, und du kommst mir mit Gespenstern!»

Ich erläuterte ihm die streng wissenschaftliche Theorie, wie nach physikalischen Gesetzen der menschliche Geist und die menschliche Seele in ein Gespenst umgewandelt wird.

«Blödsinn!» sagte Bardadym. «Hirnverbrannter Blödsinn! Das haut doch alles nicht hin!»

Seine Augen aber blickten zweifelnd, ungläubig. Bardadym war kein besonders guter Schüler. Er konnte besser mit den Händen arbeiten als mit dem Kopf. Wissenschaftler würde er nicht werden, das stand fest.

«Was soll's denn sonst sein, wenn kein Gespenst?» fragte ich.

«Weiß der Teufel! Vielleicht hat sich jemand verkleidet, um dir einen Schreck einzujagen.»

«Und wo hat er den Kopf gelassen? Abgeschnitten solange? Beine waren auch nicht da. Es hing richtig in der Luft. Ich hab's doch selber gesehen.»

Da tauchte Antontschyk Mazijewskys Kopf hinterm Zaun auf.

«Na? Was ist? Kann man was sehen?» Er lächelte verlegen.

Ich warf ihm einen vernichtenden Blick zu und wandte mich ab.

«Was hast du denn? Meine Mutter hat mich nicht rausgelassen. Ich schwör's dir. Sie hat mich eingeschlossen. Ehrenwort!»

Ich sah ihn nicht an. Er wandte sich wieder Bardadym zu und fragte noch einmal: «Ist was zu sehen? Sag schon, Hryschka!»

«Na ja . . . », gab Bardadym widerwillig zu. «Sieht aus wie-ein Gespenst, aber . . . weiß der Teufel . . . »

«Kann ich mal gucken? Kann ich? Bitte, laß mich! Kann ich?» Er bettelte so sehr, daß er mir fast leid tat.

«Komm her», sagte Bardadym. «Aber wehe, du machst den Film schmutzig. Halt ihn so am Rand, mit zwei Fingern.»

Antontschyk reckte den Hals und betrachtete andächtig den Film.

«Oooh! Wirklich! Ein Gespenst! Oooh!»

Mit zwei Sätzen war er vom Hof.

«Wo willst du hin?»

«Gleich!» schrie er, schon von der Straße her.

Zehn Minuten später wimmelte Bardadyms Hof nur so von Kindern. Alle Jungen aus unserem Viertel waren da: Wassja Derkatsch, Kolja Kaharlyzky, Stjopa Karafolka, Wowka Marunja... nur Pawluscha nicht.

Wie die Spatzen schwirrten sie um Bardadym herum und schrien, einander schubsend und stoßend: «Hier, ich!»

«Ich auch!»

«Laß mich mal, ich möcht auch gucken!»

«Ich hab selber noch nicht richtig gesehen.»

«O Mann! Das ist was!»
«Guck dir das an!»
«Oooh!»

Schließlich war der Film trocken, und Bardadym ging in den Schuppen, um Abzüge zu machen. Ich folgte ihm, obwohl ich dort nichts zu tun hatte. Respektvoll machten mir die Jungen Platz. Wassja Derkatsch wollte hinterherhuschen, aber Bardadym ließ mich vor, schob Wassja stumm beiseite und schloß die Tür hinter sich. Ich platzte fast vor Stolz.

Bardadym schob den Film in den Vergrößerungsapparat, belichtete kurz das Fotopapier, schaltete aus und legte das Papier in die Entwicklerschale. Im fahlen roten Licht der Laborlampe sah ich, wie sich die dunkle Horbuscha-Kapelle und eine weiße Gestalt davor abzuzeichnen begannen. Mir stockte fast das Herz und raste dann um so schneller weiter.

Ich habe das Gespenst fotografiert! Jetzt soll noch jemand sagen, ich hätte geschwindelt! Der reale Beweis! Wenn nötig, zeig ich das dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften persönlich! Hurra!

Als wir das noch feuchte Foto nach draußen trugen und es den Jungen zeigten, starrten sie nur mit großen Augen darauf und sagten nichts mehr.

Solch einen Triumph hatte ich noch nie erlebt. Wenn Pawluscha und ich die verschiedensten Dinger drehten, teilten wir immer den Ruhm miteinander. Für mich war das dann kein ganzer, sondern nur ein halber Ruhm. Erst jetzt erkannte ich, daß wahrer Ruhm unteilbar ist. Das ist Glück! Das ist Genuß!

Wie schade, daß dieser Judas-Pawluscha jetzt nicht hier ist! Er hätte sich gewunden wie eine Karausche in der Bratpfanne. Wo steckt er jetzt bloß, dieser Hund? Vielleicht malt er gerade wieder, der lächerliche Kleckser! Na, soll er! Er erfährt's noch früh genug.

Ich stellte ihn mir vor, und er tat mir echt leid. Der wird sich ärgern!

So ein Ochse! Ein richtiger Ochse! Aber er ist ja selber schuld!

7. KAPITEL

Antontschyk versucht, sich in den Vordergrund zu drängen. Die Geschichte von Karafolkas Beule. Oma Mokrynas Attacke. Die Attacke wird abgewehrt

Dumm ist nur, daß ich mit meiner Tat die philosophische Theorie von Antontschyk Mazijewsky, diesem Angsthasen und Verräter, bestätigt habe.

Jetzt gebärdet er sich wie wild und schreit in einem fort voller Begeisterung: «Was hab ich gesagt? Na? Was hab ich gesagt? Der menschliche Verstand kann nicht einfach spurlos verschwinden. Er wird umgewandelt. Logisch! Nach physikalischen Gesetzen! Was hab ich gesagt?»

Mann, wie er sich in den Vordergrund drängt! Dieser Wurm! Na, ich laß mich nicht so leicht beiseite schieben.

«Du solltest lieber erzählen, daß du Schiß gehabt hast und gar nicht auf dem Friedhof erschienen bist. Jetzt spielst du den Helden!» wies ich ihn zurecht.

Er wurde sofort ganz kleinlaut.

«Aber ich . . . also . . . Ich hab doch gesagt . . . Meine Mutter hat mich nicht rausgelassen. Dafür kann ich nichts.»

Die Jungen prusteten verächtlich. Von Antontschyk hatte ich nichts mehr zu befürchten, der war erledigt. Die Sonne meines ungeteilten Ruhms strahlte bereits am Himmel.

«Immer krieg ich alles ab!» maulte Antontschyk. «Karafolka hat's gestern Hryschka gesteckt, daß du vielleicht den Apparat geklaut hast, dem passiert nichts, aber ich krieg's immer... Jaja...»

«Wieso?» Bardadym grinste. «Der hat sein Fett weg, der petzt nie mehr.»

Karafolka wurde rot wie eine Tomate, bückte sich und mußte sich plötzlich am Bein kratzen.

Aha! Daher die Beule auf Karafolkas Stirn!

Bardadym ist also ein fairer Bursche, er mag keine Zuträger.

Ich war Karafolka nicht mal böse. Seine Petzerei hatte mir keinen Schaden zugefügt, im Gegenteil, mein Ruhm strahlte dadurch nur noch heller.

«Kommt, wir gehen zur Kapelle und sehen nach, was da los ist», schlug Bardadym vor. Wir trabten im Gänsemarsch zum Friedhof.

Obwohl es Tag war, klopfte mir das Herz, als wir zwischen den Gräbern hindurch auf die Kapelle zugingen. Nachdem ich hier das Gespenst gesehen und es sogar fotografiert hatte, war mir dieser Platz auch am hellichten Tage unheimlich geworden.

An der Horbuscha-Gruft war natürlich kein Gespenst zu sehen. Statt dessen wanderte Oma Mokryna über den Friedhof und sammelte Grünzeug für ihre Kaninchen in einen Sack. Wassja Derkatsch lief gleich zu ihr und platzte heraus: «Oma! Oma! Jawa hat heute nacht hier einen Geist fotografiert!»

«Heilig! Heilig!» rief Oma Mokryna erschreckt aus und bekreuzigte sich dabei. «Was redest du da für einen Unsinn? Der Herr möge dir gnädig sein! Heilige Warwara, du Großmärtyrerin, errette und behüte mich...»

«Es stimmt! Was hat das mit der Warwara zu tun? Hier, guck mal!» Er hielt ihr Bardadyms Foto vor die Nase. Oma Mokryna betrachtete es lange, ließ sich alles genau schildern und rief dann triumphierend: «Richtig! Der Geist! Natürlich! Endlich!» Sie bekreuzigte sich voller Freude. Wir sahen uns erstaunt an. Was bedeutete das?

«Endlich!» wiederholte Oma Mokryna. «Vielleicht werdet ihr Barbaren endlich aufhören, euch über unseren Herrgott lustig zu machen. Vielleicht glaubt ihr nun an die Existenz des körperlosen, göttlichen, heiligen Geistes... Dem Knaben Jawa ist also der Geist erschienen! Endlich! Du bist ein Glückskind, mein Söhnchen! Geb's Gott, daß wir mit deiner Hilfe die Herde der verirrten Schafe auf den rechten Weg, den Weg der Wahrheit, zurückführen. Die Mutter Gottes segne dich!»

Oma Mokryna schlug dreimal ein Kreuz über mich, bückte sich plötzlich und küßte mich.

Ich fuhr zurück, stolperte Über einen Grabhügel und wäre beinahe hingefallen. Meine Wangen brannten. Na so was! Das fehlte mir gerade noch, daß sie mich für die Gottesdienste des Popen anwirbt, damit ich Pioniere und Komsomolzen in den Schoß der Kirche führe!

«Oma Mokryna, Sie haben das falsch verstanden. Das hat überhaupt nichts mit Ihrem Gott zu tun. Das ist kein heiliger Geist, son-

dern ein wissenschaftlicher Geist, ein Geist auf der Grundlage von physikalischen Gesetzen.»

«Gewiß, gewiß... Das verstehst du nicht, mein Söhnchen», entgegnete Oma Mokryna freundlich lächelnd. «Ein Geist ist ein Geist. Und wenn ihr mir den wundertätigen Mykola wissenschaftlich ableiten wollt, nehm ich euch das auch nicht übel. Ein wissenschaftlicher wundertätiger Mykola ist mir genauso lieb.»

Einer der Jungen kicherte.

Eins zu null!

Oma Mokryna führt!

Alles spannte sich in mir.

«Ach!» Ich winkte ab. «Dazu haben wir keine Zeit. Wenden Sie sich doch an das Institut für Kybernetik. Die können Ihnen einen konstruieren. Dann haben Sie einen wundertätigen Halbleiter-Mykola auf Transistorenbasis.»

Wieder kicherte ein Junge.

Eins zu eins!

Ich mußte die Diskussion so schnell wie möglich abbrechen, damit Oma Mokryna nicht noch einen Punkt gewann.

So sagte ich hastig, bevor sie noch den Mund öffnen konnte: «Kommt, Jungs, wir gehen zu Opa Salymon. Mit dem müssen wir reden. Auf Wiedersehen, Oma Mokryna, und der Großmärtyrerin Warwara unsere Verehrung!»

«Einen schönen Gruß an den Transistoren-Mykola!» fiel Antontschyk Mazijewsky mit hoher Stimme ein (wahrscheinlich wollte er damit seinen Verrat wiedergutmachen).

Die Jungen wieherten. Sofort verschwand das freundliche Lächeln auf Oma Mokrynas Gesicht.

«Ach, ihr Teufel, ihr Barbaren! Schmoren sollt ihr im Höllenfeuer, ihr rotznasigen Gotteslästerer! Daß euch Pest- und Eiterbeulen zerfressen mögen! Daß eure Zähne an den Zungen anwachsen mögen! Daß euch ein Schluckaufkrampf befallen möge! Daß euch die Würmer zernagen mögen! Im Grab sollt ihr keine Ruhe finden! Weder Boden noch Sargdeckel sollt ihr haben! Daß euch . . .»

Unter diesen endlosen Verwünschungen der alten Frau gelangten wir zu Opa Salymon. Wie freundlich und lieb die Oma doch zu uns gewesen war! Und nun wütete sie hinter uns her. Zwei zu eins für uns!

Als wir bereits Opa Salymons Hof betraten, sagte Karafolka: «Willst du wirklich zu ihm? Da ist keiner zu Hause. Sie sind alle heute früh um sechs mit dem Bus nach Komyschewacha zur Hochzeit gefahren. Ein Enkel von Opa Salymons Schwester heiratet. Was willst du denn bei ihm?»

«Ach, nichts Besonderes. Er hat doch die Kapelle direkt vor der Nase. Vielleicht weiß er was.»

«Tja!» meinte Bardadym nachdenklich. «Hier haben wir nichts mehr zu tun. Das Ganze ist immer noch ziemlich undurchsichtig. Das einzige, wofür ich hundertprozentig bürgen kann, ist mein Fotoapparat. Der hat genau festgehalten, was war. Aber was da war, weiß ich nicht.»

8. KAPITEL

«Hau ab!» sagt Pawluscha zu mir. Oma Mokrynas zweite Attacke

Jetzt mußte ich vor allem dafür sorgen, daß Pawluscha so schnell wie möglich von meiner welthistorischen Tat erfuhr, damit er seinen Verrat bereute, ich ihm verzieh und wir uns versöhnten. Denn, ehrlich gesagt, hatte ich das Ganze schon satt. Aber was tun, damit er es erfuhr? Ich konnte ihn nirgends finden. Na ja, einer von den Jungs wird's ihm schon erzählen, dachte ich. Aber wann? Das kann morgen, übermorgen oder erst in drei Tagen sein. Er wird nicht extra danach fragen, und selber erzählen kann ich's ihm nicht.

Ich hab's! Ich muß über die Hrebenjutschka agieren! So ganz nebenbei werd ich ihr alles erzählen, und sie wird's ihm schon haarklein berichten.

Die Hrebenjutschka wohnt in der langen Gagarinstraße, die von der Bushaltestelle fast bis zum Fluß führt.

Nachdem ich mich von den Jungen verabschiedet hatte, lief ich hin. Ich sah die Hrebenjutschka schon von weitem. Sie jätete im Vorgarten.

Lässig einen Stock schwenkend, ging ich am Gehöft vorbei und blickte betont zur Seite. Einige Häuser weiter kehrte ich wieder um. Sie sah nicht auf.

Ich schlenderte bis zur Bushaltestelle und wieder zurück. Diesmal pfiff ich fröhlich vor mich hin.

Sie hörte nichts. Sie hob nicht einmal den Kopf.

Wieder lief ich ein paar Gehöfte weiter und kehrte um. Ich pfiff noch lauter.

Sie hörte nicht.

Zurück zur Bushaltestelle, wieder die Straße entlang...

Vor allem: lässig, lässig, damit sie nichts ahnt . . . Ich sang laut vor mich hin. Warum soll man nicht singen, wenn man gute Laune hat?

Sie jätete und jätete, ohne aufzusehen, als sänge da nicht jemand, sondern quake ein Frosch.

Als ich das achte Mal «unabsichtlich» und singend vorüberspazierte, trat die Nachbarin, Tante Uljana, aus ihrem Haus und starrte, die Hand schützend über die Augen gelegt, mir lange verwundert nach, bis ich ihrem Blickfeld entschwunden war.

Die Hrebenjutschka aber guckte überhaupt nicht hoch. Taubes Huhn! So kann ich den ganzen. Tag vor ihrem Haus auf und ab spazieren.

Ich grapschte mir einen Erdbrocken und warf ihn «unabsichtlich» nach ihrem Bein. Sie hob nur kurz den Kopf.

«Was willst du?»

»Nichts», erwiderte ich und fragte so ganz nebenbei: «Was machst du denn da?»

«Ich tanze», antwortete sie und jätete weiter.

«Ich war heute nacht auf dem Friedhof», setzte ich an.

«Dann biste ganz schön blöd», sagte sie und wandte mir den Rükken zu.

«Dumme Ziege!» platzte ich heraus (diesmal wirklich unabsichtlich), hob einen Erdklumpen auf und warf ihn ihr in den Rücken. Was hättet ihr getan, wenn man euch so abfahren läßt?

Da hörte ich plötzlich eine Stimme von hinten: «Du greifst Mädchen an? Schöner Held!»

Ich drehte mich jäh um.

Wenige Schritte hinter mir stand . . . Pawluscha.

«Wenn sie sich über mich lustig macht?» fuhr ich auf.

«Was willst du eigentlich von mir?» rief die Hrebenjutschka. «Hab

ich dich etwa gerufen? Geht andauernd vorbei, pfeift, singt . . . Neunmal ist er hier schon vorüber. Was willst du, frag ich dich.»

Sie hatte mich also gesehen und nur so getan, als hätte sie nichts bemerkt! Diese Schlange!

Und ich sing auch noch das Lied, in dem es heißt: «Rot ist die Liebe...» Mann, was hab ich da bloß angerichtet!

Pawluscha sah mich mit eiskalten Augen an.

Er denkt sonstwas! Als ob mir an der was läge!

«Aber ich wollte doch . . . Ich wollte . . .»

«Hau ab!» sagte Pawluscha mit dumpfer Stimme.

«Ich... ich kann gehen, wo ich will... Jawohl! Und du... du...», mir fehlten die Worte. «Ich hab sogar ein Gespenst fotografiert! Als erster in der Geschichte! Jawohl! Und du... du mal meinetwegen zweihundert Jahre lang deine Büsche und Blumen! Du Kleckser!»

Ich drehte mich um und ging in Richtung Fluß davon.

Tausend Katzenpfoten zerkratzten mir das Herz.

So ein Schnippchen hat mir das Schicksal geschlagen! Ich wollte dieser blöden Hrebenjutschka von meiner Tat erzählen, damit sie es Pawluscha weiterträgt, damit er bereut und wir uns wieder versöhnen. Und was ist daraus geworden?

«Hau ab!» hat er gesagt wie zu seinem ärgsten Feind.

Die Kluft zwischen uns ist noch größer geworden. Aber ich bin selber schuld daran. Warum mußte ich sie gleich mit Erde bewerfen, als sie mich «blöd» genannt hatte? Dann hätte Pawluscha nichts gesagt, und sie hätte nicht erzählt, daß ich neunmal an ihrem Haus vorbeigegangen bin . . . Jetzt denkt er, ich sei in sie verliebt und wolle sie ihm abspenstig machen. Hornochse! Er weiß doch, daß ich Walka Malynowska liebe, das langbeinige Kiewer Mädchen, das Ballettänzerin werden will. Was soll ich mit dieser krummen zickigen Hrebenjutschka?

Tja, beweis das jetzt mal! Wie er mich angestiert hat! Hätte er eine Pistole in der Hand gehabt, hätte er mich glattweg umgelegt.

Was für ein Tag!

Die ganze Woche hat es geregnet, wir haben schon ganz vergessen, wie die Sonne aussieht, haben kein einziges Mal gebadet.

Und heute? Keine Wolke am Himmel! Die Sonne lacht übers

ganze Gesicht. Ein warmer Wind streicht über die Wangen, als wenn einen die Mutter zärtlich streichelt.

Von so einem Wetter sagt Opa Salymon immer, daß uns darum sogar die Toten beneiden.

Und ich möchte am liebsten sterben, so eine Stinklaune hab ich.

Ob Pawluscha weinen würde, wenn ich plötzlich tot wäre? Sicher nicht. Lachen würde er zwar nicht, sondern eine angemessen ernste Miene aufsetzen; er würde die Lippen zusammenpressen, wie er es macht, wenn Halyna Sydoriwna ihm die Leviten liest. Aber weinen würde er nicht. Er würde neben der Hrebenjutschka hinter meinem Sarg gehen, würde zu ihr sehen und denken: Wenn die Beerdigung bloß bald vorbei ist, damit ich weiter an ihrem Porträt malen kann!

Ich aber werde mich nach physikalischen Gesetzen in einen Geist verwandeln und in finsteren Nächten auf dem Friedhof umherwandern. Du lieber Himmel, muß das traurig und langweilig sein, immer und ewig zwischen Gräbern zu geistern!

Ob Gespenster wirklich nur auf Friedhöfen umgehen?

Wenn man wenigstens im Stadion während eines Fußballspiels umherspazieren könnte, aber immer nur Kreuze und Grabhügel vor der Nase – das ist doch gruselig! Da kann man ja verrückt werden. Ich möchte kein Gespenst sein. Lieber sterb ich so, ohne daß was danach kommt.

«Bist ja so traurig, Jungchen? Was hast du?» hörte ich plötzlich eine freundliche Stimme, fuhr zusammen und schaute hoch: Oma Mokryna stand vor mir. Die hatte mir gerade noch gefehlt! Eben hieß es noch: «Daß euch die Würmer zernagen mögen . . .» und nun auf einmal «Jungchen» und so, als hätte sie ihre Stimme geölt.

«Ich versteh dich, ich versteh dich gut, mein Lieber. Deine Seele ist in Aufruhr. Die weltlichen, alltäglichen Gedanken werden verdrängt von hohen, geistlichen Gedanken über Leben und Tod, über das Wesen allen Seins...»

Mir wurde ganz unheimlich: Sie schien meine Gedanken zu lesen.

«Mach dir keine Sorgen, mein Engel. Sei nicht traurig, sondern froh. Dir ist der Heilige Geist erschienen, auf dir ruht der Finger des Herrn. Dich hat er auserwählt, also unterscheidest du dich von den anderen.»

Ich runzelte die Stirn. Sie bemerkte es sofort.

«Warum blähst du dich auf wie ein Frosch? Du denkst, die Alte will dich agitieren, will einen Mönch aus dir machen, stimmt's? Da sei Gott vor! Bleib weiter Pionier, schlag die Trommel, blas die Fanfare! Wann sollst du die Trommel schlagen, wenn nicht in deinem Alter? Aber nicht alles im Leben ist so einfach, wie es scheint. Vieles wissen die Menschen nicht. Du hast einen echten Geist fotografiert. Wer weiß, vielleicht beweist einst jemand, daß es eine höhere Gewalt gibt, die wir alten Leute Gott nennen. Es geht doch nicht, mein Söhnchen, daß man, ohne eine Ahnung zu haben, etwas verleumdet, woran die Menschen jahrhundertelang geglaubt haben. Die Geschichte verläuft bisher immer noch so, wie's die Bibel voraussagt. Hast du schon mal in der Bibel gelesen, mein Söhnchen?»

Ich schüttelte verneinend den Kopf. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich noch nicht mal «Mykola Dsherja» gelesen habe, obwohl es Pflichtlektüre ist, geschweige denn die Bibel!

«Siehst du, aber du schreist rum: «Schönen Gruß an die Großmärtyrerin Warwara!» Du solltest lieber fragen, wer das ist, warum sie Märtyrerin ist, wofür sie Martern auf sich geladen hat und wieviel Menschen sie geholfen hat. Lieber Gott, behüte uns und sei uns gnädig!» Oma Mokryna bekreuzigte sich.

Alles ging rund in meinem Kopf. Ich spürte, wie der feste materialistische Grund und Boden, auf dem mein ganzes bewußtes Pionierleben stand, unter meinen Füßen zu wanken begann. Nicht, daß ich gleich an Gott glaubte, aber eine gewisse Unsicherheit kroch wie ein schlüpfriger Wurm in meine Seele. Unruhe und Verwirrung erfaßten mich.

Ich spürte, daß etwas Schreckliches geschehen würde, daß ich ein anderer sein würde, anders als alle Jungs, wenn ich die alte Frau nicht sofort unterbrechen würde.

«Oma Mokryna», begann ich, noch ohne zu wissen, was ich fragen sollte, einfach aus Angst, sie würde weitersprechen. «Oma Mokryna, sagen Sie doch, bitte . . .»

«Was denn, mein Guter?» Ihr zahnloser Mund verzog sich zu einem zuckersüßen Lächeln.

«Sagen Sie doch, bitte . . . trifft man Geister nur auf Friedhöfen?» Sie kam nicht dazu, mir zu antworten. Am Ende der Straße hörte ich die Stimme meiner kleinen Schwester Jaryschka.

«Jawaa! Komm, der Opa ruft dich.»

Erleichtert atmete ich auf.

«Na, lauf schon, lauf!» sagte Oma Mokryna und nickte mir zu.

«Komm mich mal besuchen. Ich erzähl dir alles, was dich interessiert. Ich schenk dir auch ein paar Äpfel. Du weißt doch, was für herrliche Äpfel ich hab. Und bring das Foto mit. Ich möchte es jemandem zeigen.»

«Ja!» rief ich schon im Laufen. Vor dem Gespenst hätte ich nicht schneller davonrennen können als vor Oma Mokryna.

Mein Opa empfing mich unwirsch.

«Wo treibst du dich rum, du Windhund? Du hast noch nicht gefrühstückt. Es wird doch alles kalt.»

Während er sich am Tisch zu schaffen machte, warf er mir plötzlich einen seiner durchdringenden Blicke zu.

«Was hast du wieder angestellt? Du sollst irgendeinen bösen Geist entdeckt und fotografiert haben, hab ich gehört. Paß ja auf! Übertreib's nicht! Sonst landest du noch in einem Heim für Schwererziehbare! Schwatzt den Leuten alles mögliche dumme Zeug vor...»

«Aber Opa! Ehrenwort . . .» Stotternd und stammelnd erzählte ich ihm die ganze Geschichte.

Großvater hörte aufmerksam zu, ohne mich zu unterbrechen, besah sich lange das Foto und schüttelte dann den Kopf.

«Was die Physik oder Lomonossow betrifft, da kann ich nichts sagen. Aber das mit dem Gespenst ist Unsinn. Daran glaub ich nicht. Wir haben's doch selbst mal als Jungen ausprobiert.»

«Und was war?»

«Nichts. Und wir waren sogar dreimal dort.»

«Aber ich hab doch das Foto!»

«Na, vielleicht ist da unnötig was auf dem Film belichtet worden, oder einer der Jungs hat sich einen Scherz erlaubt, wer weiß...»

«Nein!» Ich schüttelte den Kopf. Schließlich hatte ich die Gestalt mit eigenen Augen gesehen. Und daß die Jungs nichts damit zu tun hatten, stand auch fest.

«Also dann weiß ich nicht, was ich davon halten soll», erwiderte mein Opa ärgerlich. «Ein Gespenst ist es jedenfalls nicht. Achtzig Jahre lebé ich schon auf dieser Welt und hab noch nie eins gesehen, und du bist noch grün hinter den Ohren und willst sogar eins fotografiert haben... Wenn sich nach deinen physikalischen Gesetzen alle Menschen nach dem Tode in Geister und Gespenster verwandeln, gäb's schon so viele auf der Erde, daß die Hühner keinen Platz mehr zum Picken hätten.»

«Meinst du, ich brauch die?» rief ich. «Aber was soll ich machen? Wenn ich doch eins gesehen hab!»

9. KAPITEL Vater Goga

Ich verwünschte diese Gespenstergeschichte bereits. Besonders Oma Mokrynas Reden bedrückten mich.

Die alte Mokryna war in unserem Dorf sozusagen das «Kirchenoberhaupt». Alle gläubigen Männer und Frauen scharten sich um sie. Im Dorf gab es keine Kirche. Die nächste war vier Kilometer weiter, in Didiwstschyna. Dort schaltete und waltete der Pope Georgi. Oma Mokryna vertrat ihn in Wassjukiwka: Sie sammelte Geld für die Kirche, rief die Frauen zu Gottesdiensten und so weiter.

Den Namen «Goga» hatte der Pope von Opa Salymon erhalten. In unserem Dorf hatte einmal ein Maler namens Georgi Wassyljowytsch gelebt, dessen Frau ihn immer Goga rief. Opa Salymon übertrug den Namen auf den Popen, und seitdem nennen ihn alle Atheisten so.

Wenn Opa Salymon einen über den Durst getrunken hat, führt er gerne antireligiöse Gespräche mit dem Popen. Er sagt dann: «Ich fahr jetzt zu Goga... Er soll mir was vom lieben Gott erzählen.» Er nimmt eine Flasche, setzt sich aufs Fahrrad und radelt im Zickzack nach Didiwstschyna.

Auch Vater Goga verschmäht einen guten Tropfen nicht und weicht antireligiösen Gesprächen nicht aus. Trinken kann er wie ein Maurer, ohne blau zu werden.

Nach solchen Disputen pflegt Opa Salymon immer zu sagen: «Vater Goga ist ein Spezialist! Der ist schlau wie ein Fuchs! An den lieben Gott glaubt er selber nicht, aber reden kann er wie ein Buch. Anscheinend gefällt ihm einfach die Popenstellung. Ein Spe-zia-list!»

Der Posten, den Vater Goga bekleidet, ist wirklich nicht schlecht.

Zuerst hatte er nur ein Motorrad, dann einen Beiwagen dazu, später einen Saporoshez, sattelte danach auf einen Moskwitsch um, und jetzt soll er sich auf einen Shiguli angemeldet haben.

Er versteht es, Kontakte mit den Gemeindemitgliedern zu pflegen. Seine Predigten sind fortschrittlich. Er bezieht die Wissenschaften mit all ihren Erkenntnissen ein, hat die Zeitschrift «Wissen und Arbeit» abonniert und hält jedes Jahr am 12. April einen großen Gottesdienst für die Kosmonauten ab.

Ich war noch beim Frühstücken, als drei Jungen, die ich nur vom Sehen kannte – sie gingen in die 8. Klasse – unseren Hof betraten.

«Erzähl mal, wie alles war.»

Bardadym hatte also mehrere Abzüge gemacht und sie im Dorf verteilt.

Und dann knarrte ununterbrochen die Gartenpforte . . .

Kaum war ich fertig mit Erzählen, mußte ich schon wieder von vorne beginnen.

Ich hielt es nicht mehr aus, schnappte mir die Angel und verschwand zum Fluß.

Als ich gegen Abend heimkam, sah ich vor unserem Haus ein Auto stehen. Ich erkannte nicht sofort, wessen Wagen das war, weil meine Mutter oft Besuch aus dem Kreis und sogar aus dem Gebiet hat, sie ist nämlich Abgeordnete. Als ich den Hof betrat, stockte mir fast der Atem: Unterm Apfelbaum saßen mein Opa und der Pope Goga einträchtig beieinander. Ich wollte mich schnell zurückziehen, aber sie hatten mich schon bemerkt.

«Aah, du warst angeln!» rief mir Vater Goga freundlich lächelnd entgegen. «Grüß dich!»

Stocksteif stand ich da. Gleich geht's los, dachte ich. Wie bei Oma Mokryna! «Geheiligt sei der Geist, der dir Knaben erschienen ist . . . Großmärtyrerin Warwara, behüte und rette uns und sei uns gnädig . . .» Und das alles in Opas Anwesenheit! Wenn ich bloß abhauen könnte!

Aber nichts dergleichen vernahm ich.

«Na, zeig mal, was du gefangen hast», sagte er munter und besah sich die Weidenrute mit den daran aufgefädelten Fischen. «Oho, drei Stichlinge, Plötzen, Güster, Kaulbarsche . . . ein Schrätzer und ein gewöhnlicher . . . eine Rotfeder . . . Orfen. Oh, sogar ein Schlei ist da-

bei! Prima! Das wird ja eine hervorragende Fischsuppe! Beißen sie gut? Womit hast du geangelt? Mit Würmern, Mückenlarven oder Teig?»

«Mit Mistwürmern», preßte ich hervor und starrte den Popen wie gebannt an: Wann würde er anfangen?

Aber Vater Goga blickte mich mit zusammengekniffenen grauen Augen nur scharf an und erhob sich unvermittelt.

«Na, dann werd ich mal. Vielen Dank für das Wasser. Wünsche allerseits Gesundheit.»

Er ging zum Wagen.

Als er weg war, sah ich meinen Opa erstaunt an. «Was wollte er?»

«Woher soll ich das wissen? Er hat um Wasser für seinen Kühler gebeten.»

Komisch. Warum ausgerechnet bei uns? dachte ich. Ganz in der Nähe ist doch ein Brunnen und gleich ein Eimer dazu.

Na, der ist nicht von ungefähr bei uns gewesen! Und wie er mich angestarrt hat! Seinen Augen war anzusehen, daß er alles weiß.

Gerade daß er nichts gesagt hatte, ließ mich aufhorchen. Ich hatte das Gefühl, als wolle er nicht in Opas Anwesenheit mit mir reden. Er hatte mich angeschaut, als wüßten wir beide etwas, was mein Opa nicht erfahren durfte. Bestimmt wird er noch versuchen, mit mir ins Gespräch zu kommen.

Du lieber Gott! Jetzt sieht's so aus, als würde ich mit Vater Goga unter einer Decke stecken . . . und mit Oma Mokryna und allen gläubigen alten Frauen im Dorf.

Und wenn ich auf der Seite des Popen Goga stehe, bin ich gegen meine eigene Mutter, die Abgeordnete und Bestarbeiterin ist, die immer im Präsidium sitzt, gegen unsere Lehrerin Halyna Sydoriwna, die im Dorf die atheistische Propaganda leitet, gegen sämtlichen Fortschritt und sämtliche Wissenschaft.

Und alles nur, weil ich Schaf ein Gespenst fotografiert habe! Soll's der liebe Gott holen!

Jetzt wird mir Vater Goga nicht von der Pelle rücken. Er wird versuchen, mich in sein Netz zu locken, so wie er es bei Waleri Hepa aus Didiwstschyna geschafft hat, der die Aufnahmeprüfung in die Meliorations-Fachschule nicht bestanden hatte, ins geistliche Seminar eintrat und nun Pope werden will. Pawluscha wird Maler. Die Hreben-

jutschka geht auch in die Kunst. Karafolka wird Wissenschaftler, Kolja Kaharlyzky Schauspieler, Wassja Derkatsch Finanzinspektor und ich... Mönch, mit langen Haaren und spärlichem Bart, mit schwarzer Kutte und einem Kreuz um den Hals.

Die Gedanken summten in meinem armen Kopf wie Bienen in einem Bienenstock. Vielleicht verliert meine Mutter noch meinetwegen ihren Abgeordnetenposten. Sie kann doch kein Volksvertreter sein, wenn ihr Sohn mit einem Kreuz um den Hals rumläuft! Bloß gut, daß sie den Popen nicht auf unserem Hof gesehen hat! Heute ist Parteiversammlung, da kommen meine Eltern sicher wieder spät nach Hause.

Sie sitzt im Präsidium und weiß gar nicht, was für eine schwarze Wolke sich über ihr zusammenballt.

Nein!

Neiiiin!

Ich muß was unternehmen. Ich muß jemand um Hilfe bitten.

Zuallererst muß ich mit Opa Salymon reden; vielleicht hat er was gesehen. Die Kapelle ist ganz in seiner Nähe. Kann doch nicht sein, daß er nie was bemerkt hat!

Und dann müßte eventuell eine Kommission gebildet werden, die diese komplizierte wissenschaftliche Frage löst. Warum soll so eine gesellschaftlich wichtige Frage von einem dummen Jungen aus einer 7. Klasse alleine geklärt werden? Teufel noch mal! Alles haben sie auf mich abgewälzt. Das geht nicht.

Gleich morgen früh werde ich Opa Salymon aufsuchen. Mit diesem festen Entschluß schlief ich ein.

10. KAPITEL Ich besuche Opa Salymon. Unglaubliche

Dinge geschehen

Opa Salymon saß auf der Bank am Haus und schnitt Schweinekartoffeln in einen Eimer. Den Kopf hatte er mit einem nassen Handtuch umwickelt, das Wasser troff übers Gesicht und hing in glitzernden Tropfen in seinem weißen Schnauzbart. Opa Salymon stöhnte leise vor sich hin.

Er hat auf der Hochzeit zuviel getrunken, dachte ich. Da wird er gar nicht mit mir reden wollen.

«Guten Tag, Opa Salymon», grüßte ich schüchtern.

Er nickte nur.

«Sie sollten sich ausnüchtern», sagte ich mitfühlend.

Stöhnend schüttelte er den Kopf. Mir fiel ein, daß sich Opa Salymon nie ausnüchterte, weil er der Meinung war, daß das nur Säufer tun.

Verlegen trat ich von einem Fuß auf den anderen und wagte nichts zu sagen.

Er warf mir einen prüfenden Blick zu und öffnete schließlich den Mund. «Na, willst du Honig?»

«Nein, nein.»

«Was denn?»

«Ach, Ihnen geht's doch heute nicht besonders gut.»

«Macht nichts. Was hast du denn?»

«Ich wollte Ihnen was erzählen und Sie was fragen.»

«Schieß los.»

Ich erzählte alles und zeigte ihm das Foto.

Opa Salymon hörte mir aufmerksam zu, dann sah er mir gerade in die Augen und sagte: «Ich weiß. Das Gespenst hab ich auch gesehen.»

- Mir sträubten sich die Haare.

«Sie . . . haben . . . auch das . . . Gespenst gesehen?»

«Hab ich», sagte Opa Salymon und erhob sich. «Komm mit!»

Es stimmt also, dachte ich verzweifelt. Es gibt tatsächlich Gespenster. Dann wandelt sich der menschliche Geist tatsächlich in Gespenster um. Ich entgehe Gogas Netzen nicht und muß doch Mönch werden.

Opa Salymon führte mich in den Garten. Bei den Bienenkörben blieb er stehen. «Pssst!» Er legte den Finger an die Lippen und wies auf die Kapelle. «Guck mal!»

Im dunklen Türspalt schimmerte es weißlich. Ich konnte nicht ausmachen, was es war.

Plötzlich vernahm ich von dort ein trockenes, gleichsam hölzernes Klappern.

Die Knochen! durchfuhr es mich. Der Tote richtet sich auf.

Das Weiße in der Tür zeichnete sich immer deutlicher ab. Auf einmal erschien auf der Schwelle ein . . . Storch!

«Alles klar?» sagte Opa Salymon lachend.

Ein Storch! Ein Storch! Und er klappert einfach mit dem Schnabel. Kein Geist also, sondern ein Storch, ein ganz gewöhnlicher Storch! Herrlich! Es gibt also keine Gespenster, ich brauche nicht Mönch zu werden, ich werd Vater Goga eins husten, kann ihm 'ne lange Nase drehen, wenn ich will. Hurra! Opa Salymon, am liebsten würde ich dir einen Kuß geben . . .

Aber was ist das? Ich blicke näher hin und sehe, daß der Storch keinen Kopf hat, nur Rumpf, Flügel und Beine!

Vielleicht hat er ihn unter den Flügel gesteckt, überlege ich. Kann ein Mensch den Kopf unter den Flügel ... äh, Arm stecken? Aber wahrscheinlich entstehen Geister ohne Kopf auf diese Weise.

Ich starre angestrengt zur Kapelle und stelle fest, daß er doch keinen Kopf hat. Dort, wo er sein müßte, ist eine gerade kahle Stelle. Wenn er den Kopf unter den Flügel gesteckt hätte, wäre doch der Hals zu sehen, aber so . . .

«Opa Salymon», frage ich betroffen. «Wo ist denn sein Kopf?»

«Wie? Der Kopf?» meint Opa Salymon verständnislos, greift sich dann plötzlich stöhnend an die Stirn und ruft: «O je, mein Kopf! Mein armer Kopf!»

«Was haben Sie, Opa Salymon?» frage ich erschrocken.

«Oh, er tut so weh, ich kann nicht mehr. Nein! Lieber ganz ohne Kopf sein!» sagt Opa Salymon, reißt ihn sich vom Hals, und das Haupt kollert über den Boden wie eine Melone.

Ich bin starr vor Entsetzen. Opa Salymon steht ohne Kopf vor mir und reckt die Fäuste. Wahrscheinlich sagt er auch etwas, aber ich höre ja nichts, weil er kopflos ist.

Mit einemmal wird mir klar, daß Opa Salymon der Geist ist, den ich vorgestern nacht an der Kapelle fotografiert habe.

Plötzlich sehe ich, daß die Bienenkörbe Särge sind, fünf fast vermoderte, mit Erde bedeckte Särge. Auf einmal hebt sich ein Deckel, und Vater Goga lugt hervor.

«Grüß dich, Angler!» ruft er und lacht dröhnend. «Und du hast gedacht... Ätsch, ätsch!» Er dreht mir eine lange Nase. Dann run-

zelt er die Brauen, winkt mich stumm mit gekrümmtem Zeigefinger zu sich und rückt im Sarg beiseite, um mir Platz zu machen.

Da sehe ich, daß neben ihm bereits . . . Pawluscha liegt, reglos, mit geschlossenen Augen.

Mich packt entsetzliche Angst, nicht um mich, sondern um Pawluscha, der wohl nicht mehr lebt.

Ich möchte schreien, möchte zu Pawluscha, aber ich kann nicht.

Etwas wälzt sich auf mich, wird größer, immer größer...

Ich ersticke, ersticke, ersticke . . .

Und wache auf.

11. KAPITEL

Ich besuche Opa Salymon wirklich. So ist das also!

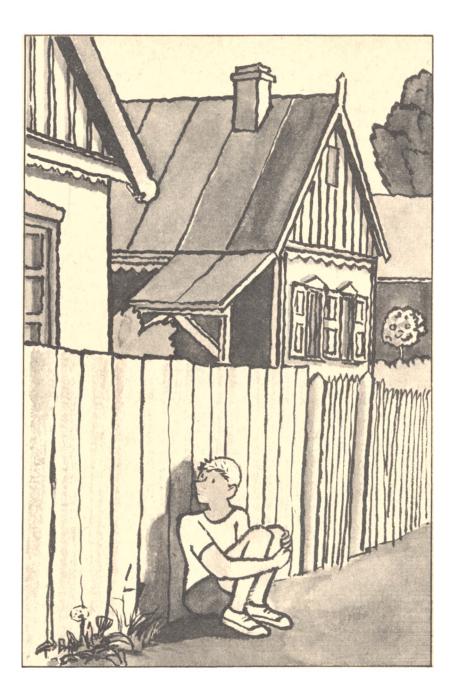
Ich brauchte mehrere Sekunden, um zu begreifen, daß das Ganze nur ein Traum war. Dann erinnerte ich mich an die gestrigen Ereignisse, an Vater Goga und meinen festen Entschluß, gleich am frühen Morgen zu Opa Salymon zu gehen.

Meine Eltern arbeiteten, obwohl sie am Abend zuvor erst spät von der Versammlung gekommen waren, schon wieder auf dem Feld. Das bedeutete also, Bestarbeiter und Aktivist zu sein! Ich bekam die beiden kaum noch zu Gesicht.

Nachdem ich schnell gefrühstückt hatte, lief ich zu Opa Salymon.

Unterwegs fiel mir plötzlich ein: Und wenn Opa Salymon noch gar nicht zurück ist? So eine Hochzeit dauert mehrere Tage. Doch dann beruhigte ich mich: Nein, sie können ja ihre Wirtschaft nicht lange allein lassen. Für einen Tag, das geht noch an, da kann man die Nachbarn bitten, das Schwein und die Hühner zu versorgen, die Kuh zu melken, aber nicht länger. Komyschewacha liegt im Nachbarkreis, der Bus braucht nur eine Dreiviertelstunde. Sie sind bestimmt zurück.

Wenn ich nicht sofort mit Opa Salymon spreche, bin ich geliefert. Vater Goga wird mich umgarnen, und dann habe ich alles verloren, meine Mutter, die Abgeordnete, meine ganze Familie, die Schule, Halyna Sydoriwna und alles Helle und Gute in meinem Leben.



Schon von weitem sah ich, daß sie zurück waren. Aus dem Schornstein des Sommerherds auf dem Hof zog ein dunkler Rauchstreifen.

Opa Salymon, seine Frau Halja, der Moskauer Neffe in schneeweißem Hemd, seine Frau mit ihren blondgefärbten Haaren und die beiden kleinen Kinder saßen im Garten um den Tisch und frühstückten. Jetzt zu ihnen zu gehen war nicht angebracht.

Ich hockte mich hinter den Zaun und wartete, bis sie mit dem Essen fertig waren.

Sie ließen sich Zeit damit, schwatzten ausgiebig über die Hochzeit, über den Bräutigam, der ihnen nicht recht gefiel (besonders Opa Salymons Frau Halja), weil er die ganze Zeit über geschwiegen und fast nichts gegessen habe (War er zu stolz? Stand es nicht allzu gut um seine Gesundheit?), über einen gewissen Pawlo Hyka, der in einem fort krakeelt und keinen zu Wort kommen lassen habe, so daß seine Frau ihn immerzu mahnen mußte: «Setz dich doch und halt den Mund! Du bist hier nicht die Hauptperson. Das ist nicht deine Hochzeit», sprachen vom Essen, das eigentlich nicht schlecht gewesen sei, nur der Kuchen sei nicht durchgebacken gewesen, der Salat zu sauer, der Fisch zu salzig, und die Eier seien nicht frisch gewesen...

Geduldig hörte ich das alles an und dachte bei mir, daß ich gerne ein Jahr lang sauren Salat, versalzenen Fisch, alte Eier und nicht durchgebackenen Kuchen essen würde, wenn ich nur diese blöde, von mir selbst verschuldete Geschichte aus der Welt schaffen könnte.

Endlich waren sie fertig. Der Besuch ging ins Haus, Oma Halja machte sich ans Geschirrwaschen, und Opa Salymon blieb allein im Hof zurück.

Jetzt konnte ich mich ihm nähern.

«Guten Tag, Opa Salymon!» grüßte ich höflich, während ich durch die Gartenpforte trat. «Kann ich Sie mal für einen Moment sprechen?»

«Oh! Grüß dich, Schlingel!» Opa Salymon hob die Brauen. «Komm rein! Was möchtest du denn? Honig?»

Mir fingen die Knie an zu zittern. Das waren ja fast die gleichen Worte wie im Traum! Aus Angst, mich vielleicht selber zu wiederholen, schüttelte ich nur den Kopf.

«Dann willst du mich also einfach mal besuchen?» meinte Opa Sa-

lymon lächelnd. «Bitte schön! Hereinspaziert. Na, wie geht's dir? Was für neue Streiche hast du mit deinem Kumpel ausgeheckt?»

Ich sah zu Boden. Ich wußte nicht, wie ich anfangen sollte.

«Was machst du denn für ein Gesicht? Du hast doch was auf dem Herzen», meinte Opa Salymon augenzwinkernd. «Na, rück schon raus mit der Sprache.»

«Ach, ich wollte, wollte . . . bloß fragen . . . », begann ich stockend.

«Na, dann mal los! Genier dich nicht so! Ich platze gleich vor Neugier.»

«Opa Salymon, haben Sie vorgestern nacht, bevor Sie zur Hochzeit fuhren, nichts draußen bemerkt?»

«Vorgestern nacht?» Opa Salymon spitzte nachdenklich die Lippen. «Hm...nachts...Tja, weißt du, ich hab mich nicht groß umgeguckt, weil... weil es dunkel war. Wieso denn?»

«Haben Sie-nichts gespürt?»

«Gespürt? Hm! Na ja, gestochen hat mich da was...'ne Mücke oder vielleicht 'n Floh. Warum fragst du?»

«Ach, nichts! Ich meine, in . . . in seelischer Hinsicht.»

«In seelischer Hinsicht? Na ja, mich hat höchstens gequält, daß ich beim Abendessen die eine Teigtasche mit Quark nicht aufgegessen habe. Die wird doch bis morgen sauer, hab ich gedacht.»

«Das meine ich nicht, Opa Salymon. Ich meine . . . ist Ihnen vorgestern nacht was erschienen?»

«Um Himmels willen! Ich bin doch nicht krank.»

«Ich auch nicht, aber ich hab vorgestern nacht von Ihrem Garten aus einen Geist an der Horbuscha-Kapelle gesehen und sogar fotografiert. Hier, gucken Sie mal!» Ich hielt ihm das Foto hin.

Zufällig wandte ich den Kopf in Richtung Karafolkas Garten und erschrak – unser ganzer Trupp hatte sich dort versammelt: Karafolka, Wassja Derkatsch, Antontschyk Mazijewsky, Kolja Kaharlyzky und – ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen – Pawluscha mit seiner Hrebenjutschka. Sie reckten die Hälse und lauschten angespannt. Opa Salymon hatte sie bestimmt schon gesehen, er stand ja mit dem Gesicht zu ihnen.

«Na, zeig mal!» Opa Salymon hielt das Foto an seine Augen. «Was ist denn das?»

«Sieht man das nicht? Ich glaube, ein Gespenst! Ohne Kopf!»

«Waaas?» Opa Salymon riß den Mund auf.

Sein Neffe kam aus dem Haus.

«Was habt ihr denn da?» fragte er gleichmütig.

«Komm mal her, Serjosha!» rief ihn Opa Salymon zu sich. «Du bist doch ein gebildeter Mann, hilf uns mal. Die Jungs wollen hier ein Gespenst fotografiert haben. Von unserem Garten aus. Vorgestern nacht.»

«Ein Gespenst?» Der Neffe nahm Opa Salymon das Foto aus der Hand, betrachtete es und schüttelte den Kopf.

«Aber, Onkel! Das sind ja Sachen! Sie wollen Atheist sein, lachen über Aberglauben und halten selber Gespenster in Ihrem Garten? Und das in einer Zeit, da Menschen über den Mond spazieren! Sie untergraben die Autorität der Wissenschaft. Das ist unsolide.»

«Tjaaa», meinte Opa Salymon niedergeschlagen. «Da hab ich ja was angerichtet! Mich in meinem Alter noch so zu blamieren! Was soll ich jetzt machen? Das kann Unannehmlichkeiten geben!»

«Na, dann müssen wir uns eben was einfallen lassen, um da rauszukommen.»

«Und wenn wir...,» begann Opa Salymon nachdenklich und drehte sich plötzlich entschlossen zu seinem Neffen um. «Zieh doch mal dein Hemd aus!» Dann rief er dem Mädchen, das in der Haustür stand, zu: «Oxana, hol mal einen Bügel.»

«Richtig!» pflichtete ihm der Neffe bei und zog sein weißes Nylonhemd aus.

Die junge Frau des Neffen kam mit einem Plastbügel in der Hand heraus.

«Was wollt ihr denn damit?» fragte sie erstaunt.

«Gib schon her», forderte ihr Mann, legte verschwörerisch den Finger an den Mund und sagte geheimnisvoll zu mir: «Nehmen wir aus Spaß an, es sei... ein Hemd gewesen. Einverstanden?»

Erst jetzt merkte ich, daß sie sich über mich lustig machten.

Natürlich! Es war ein Oberhemd gewesen! Ein ganz gewöhnliches Nylonhemd auf einem Bügel, an einem Ast des Kirschbaums zum Trocknen aufgehängt. Die junge Frau hatte es gewaschen, damit es zur Hochzeit sauber war. Der Wind hatte es gebläht und die Ärmel wild geschüttelt. Und ich Dussel...

Als erster begann Antontschyk zu lachen, zuerst schüchtern, mit

kurzen Pausen: «Hihi... hihi...», dann, als die anderen einfielen, aus vollem Halse: «Hahaha... hahaha...»

Und die Jungen, die noch gestern Mund und Nase aufgesperrt hatten, wälzten sich jetzt vor Lachen fast auf dem Boden. Sogar die Hrebenjutschka lachte mit piepsender Stimme. Auch Pawluscha griente, sah mich aber mitleidig an wie einen betrunkenen Krüppel. Auch die Frau des Neffen, die gute Seele, warf mir einen mitfühlenden Blick zu.

Sie bedauerten mich, sie dachten, ich würde wer weiß wie unter der Blamage leiden.

Liebe Leute, wenn ihr wüßtet, wie froh ich bin, daß es kein Gespenst war, sondern ein Nylonhemd! Herrlich! Ich fühle mich wie neugeboren. Ich pfeif auf den Popen, auf Oma Mokryna und ihre ganze Bagage. Ich hab nicht ein bißchen Angst vor ihnen, denn ich stehe wieder mit beiden Beinen auf festem materiellem Boden.

Ich stimmte in ihr Gelächter ein, spürte aber, daß ich betont laut lachte und die anderen mir auch nicht recht glaubten.

«Na, dann erzähl mal, wir ihr das angestellt habt!» fragte Opa Salymon endlich, als sich alle beruhigt hatten.

«Ach!» Ich winkte ab. Ich wollte nicht mehr daran erinnert werden.

«Mach schon!»

«Ach!»

«Na, da will einer lange gebeten werden! Dann erzähl du!» wandte er sich an Pawluscha und erklärte dem Neffen und seiner Frau: «Das sind 'n paar Lausbuben, sag ich euch! Die hecken zusammen immer was aus, daß man sich kugeln könnte! Diese Spezialisten! Na?»

«Nein!» sagte Pawluscha errötend, drehte sich um und ging.

«Nanu? Was ist denn los?» Opa Salymon war richtig böse.

«Na, die haben sich doch gezankt! Die sind nicht mehr miteinander befreundet!» platzte Antontschyk heraus.

«Also, das geht doch nicht! Warum? Solche Freunde! Das ist nicht schön!» meinte Opa Salymon kopfschüttelnd.

Nun errötete ich und ging, aber in die entgegengesetzte Richtung, aufs freie Feld, wo nur der Wind wehte, weit weg von den Menschen.

Jetzt ist alles aus! dachte ich.

Als ich Pawluscha vorher mit meiner Tat beweisen wollte, daß er dumm ist, mich gegen so eine dumme Zicke einzutauschen, da konnte ich ihm diesen Verrat noch verzeihen, aber jetzt ist alles aus. Er hat sich vor allen, sozusagen offiziell, von mir losgesagt.

Aus!

Unsere Freundschaft ist zerrissen wie ein modriger Strick.

Aus!

Ich habe keinen Freund mehr.

Aus!

12. KAPITEL

Langeweile. Ich bemühe mich, Erinnerungen zu verdrängen. Mein «Rappe» ist mein treuester Freund. Die Soldaten. Die Acht

Einige Tage vergingen.

Drei nichtssagende Worte: «Einige Tage vergingen», aber wie langsam und zäh sich die Tage dahinschleppten! Traurig, bedrükkend wie im Gefängnis, in einer Einzelzelle.

Zu allem Unglück regnete es auch noch von morgens bis abends, daß man nicht mal die Nase aus dem Haus stecken konnte.

Du sitzt am Fenster, starrst in die Pfützen auf dem Hof und lauschst, wie das Wasser ununterbrochen rauscht und plätschert. Unbeschreiblich mies ist dir zumute. Es kommt soweit, daß du dir die Schulbücher vom vergangenen Jahr vornimmst.

Obendrein kratzt Mutter an der frischen Wunde. «Geh doch zu Pawluscha, dann langweilst du dich nicht.»

Über ihren vielen Verpflichtungen vergißt sie immer wieder, daß wir uns auf alle Zeiten verzankt haben.

Und dann kommt Vater von der Arbeit, holt seine Geige hervor und fiedelt so kläglich, daß es einem das Herz zerreißt. Er sollte mir die Geige lieber über den Schädel hauen...

Wohl zum erstenmal in meinem Leben erfuhr ich, was Einsamkeit ist. Keiner ist da, dem man seine Gedanken mitteilen kann. Man hat zu nichts Lust, nicht mal zum Lesen, zum Spielen, zu nichts . . .

Pawluscha hat's gut; er sitzt sicher zu Hause und malt einen Hund oder sonstwas.

Warum denke ich eigentlich an ihn? Soll er doch machen, was er will, und wenn er kopfsteht, mir soll's Wurscht sein. Judas! Schoßhündchen der Hrebenjutschka!

Und der Regen rauscht... Der Hof ist schon voller Pfützen, es scheint, als schwimme das Haus auf stürmischer See. Sie dehnt sich endlos und leer wie während der Sintflut, und man könnte meinen, die Sonne würde nie mehr durch die dicken, trübgrauen Wolken dringen.

Unwillkürlich kommen Erinnerungen. Ich versuche, sie zu verdrängen, sie kommen wieder . . .

Und jede Erinnerung ist mit Pawluscha verbunden, diesem verfluchten Judas. Überall ist er dabei, so als hätte ich kein eigenes Leben, als sei ich nur ein halber Mensch, mit einem Bein, einem Arm, einem halben Rumpf, einem halben Kopf, während die andere Hälfte Pawluscha gehört.

Ich hämmerte mit der Faust gegen die Stirn, um die Erinnerungen rauszuboxen, es half nichts. Vielleicht kommt das daher, weil ich immerzu im Haus rumhocke, dachte ich schließlich. Ich muß was tun, muß mich bewegen, was unternehmen, dann verschwinden die Erinnerungen von alleine.

Ich sprang von meinem Fensterplatz auf und lief im Zimmer auf und ab, zuerst einfach so, dann mit rudernden Armen.

Mein Opa, der auf dem Ofen vor sich hin döste, öffnete ein Auge und fragte ruhig: «Hast du die Krätze? Oder hat dich was gestochen?»

«Ich mach Gymnastik», log ich. Ich konnte ihm doch nicht erzählen, daß ich Erinnerungen aus meinem Kopf verjagen wollte.

Die Tage vergingen.

Eines Morgens, als ich aufwachte, hatte der Regen aufgehört, die Sonne schien.

Sofort war mir leichter. Ich schob mein Fahrrad auf den Hof, befestigte das rechte Hosenbein mit einer Holzklammer und fuhr los.

Die Sonne spiegelte sich in den blanken Pfützen; ich raste in vollem Tempo hindurch, und das Wasser spritzte funkelnd nach allen Seiten auseinander.

Ich radelte zum Dorf hinaus und brauste einen Feldweg entlang.

Der Wind pfiff lustig in den Ohren. Mir entgegen kam ein Trupp Soldaten, ein Marschlied auf den Lippen.

Ich stieg ab, hockte mich am Wegrand nieder und ließ die Soldaten vorbei. Sie waren sehr jung, die meisten von ihnen hatten sich vielleicht noch nicht einmal rasiert, und sie sangen so vergnügt und geschlossen, daß ich ganz neidisch wurde. Es muß schön sein, in so einer Soldatengemeinschaft zu leben.

Soldaten und Armeeangehörige überhaupt sahen wir häufig. Etwa fünf Kilometer von uns, hinter Didiwstschyna, befanden sich mitten im Wald ein Armeelager und weiter draußen in der Steppe ein Artillerieschießplatz.

Bereits über ein Jahr hängt neben dem Dorfladen am Mast unter dem Lautsprecher eine Tafel mit der Aufschrift:

ACHTUNG!

Auf dem Übungsplatz wird Tag und Nacht geschossen. Ein rotes Fähnchen auf den Türmen bedeutet:

Es wird geschossen!

Weiden von Vieh, Sammeln von Pilzen und Beeren in der Nähe des Geländes nur mit Erlaubnis des Schießplatzkommandanten.

Obwohl es gar nicht Tag und Nacht draußen ballerte, wagte niemand, dort sein Vieh zu hüten oder Beeren zu sammeln, nicht einmal mit Erlaubnis des Kommandanten. Nur wir Jungen fuhren manchmal hin, um Schießpulver oder Hülsen zu suchen, mehr aber eigentlich, um nicht als Schlappschwanz zu gelten.

Soldaten fuhren ständig durch unser Dorf, auf Motorrädern, auf Schützenpanzerwagen oder dröhnenden, riesigen Zugmaschinen, für die extra Sandwege hinterm Dorf angelegt worden waren.

Sonnabends kamen die Soldaten in den Dorfklub zum Tanz. Wir trieben uns gerne in ihrer Nähe herum und lauschten ihren Gesprächen. Besonders gefiel uns ein kleiner, behender Soldat aus Rjasan namens Mitja Iwanow, ein rothaariger, sommersprossiger Bursche, der ständig seinen Freund Wsewolod Pidhaiko, einen baumlangen, vierschrötigen Kerl, beim Wickel hatte. Ging zum Beispiel ein hübsches Mädchen vorüber, rief er: «Soldat Pidhaiko, stillgestanden! Augen geradeaus!»

Pidhaiko errötete und winkte ab.

«Ach hör auf!»

Da begann Mitja Iwanow, ihm eine Lektion zu erteilen.

«Was ist ein Soldat?» fragte er streng, antwortete aber selber: «Ein Soldat ist ein Armeeangehöriger, der ausgezeichnet mit der Waffe umzugehen weiß, der perfekt die moderne Kampftechnik beherrscht und der die Befehle seines Kommandeurs bedingungslos ausführt. Und du, Pidhaiko? Du bist ein Faulpelz, ein Liederjan und ein Nichtsnutz. Du denkst nur ans Fressen und an Mädchen. Schäm dich! Daß du dich so gehenläßt! Was für ein Vorbild gibst du der heranwachsenden Generation?» Er wies auf uns. «Schäm dich! Ich schäme mich für dich, Soldat Pidhaiko! Zwei Extradienste und drei Stunden Exerzieren! Rechtsum! Bis zum nächsten Mast im Gleichschritt marsch! Ein Lied!»

Die letzten Sätze sprach er in einem besonderen Tonfall. Offenbar ahmte er einen Vorgesetzten nach, denn die Soldaten lachten schallend.

Überhaupt waren sie sehr jungenhaft und hatten vieles mit uns gemein. Sie äfften ihre Vorgesetzten nach, so wie wir unsere Lehrer, erzählten, wie dieser oder jener mal 'ne Mücke gemacht habe, so wie wir Stunden schwänzten.

Gelächter und Witzeleien waren ihre ständigen Begleiter.

Meiner Meinung nach gehört das einfach zum Leben. Ich jedenfalls habe Angst vor soliden Erwachsenen, die keinen Spaß verstehen. Das müssen böse Menschen sein. Auch wenn sie bisher nichts Schlimmes angerichtet haben, sind sie in der Lage dazu und werden es eines Tages tun.

Fröhliche Menschen sind meiner Meinung nach wichtiger fürs Leben als ernste, gesetzte und strenge Menschen. Ernste und gesetzte Menschen bestrafen nur und schreien nur herum. Wenn aber ein fröhlicher Mensch einen Scherz macht, arbeitet sich's gleich leichter. Und wenn ein Leiter Spaß versteht, ist das überhaupt prima. So einer ist Iwan Iwanowytsch Schapka, unser Kolchosvorsitzender. Vorher war es Prypychaty, ein strenger Mann, der immer nur brüllte und mit den Armen fuchtelte. Bei diesem Gefuchtel sackte der Kolchos immer mehr ab. Der neue Vorsitzende aber schreit nie, versteht Spaß, und unser Kolchos ist der beste im Kreis.

Ich bin sicher, daß Mitja Iwanow oder Pidhaiko im Gefecht eher eine Heldentat vollbringen würden als jemand anders. Obwohl Mitja Iwanow immer der letzte in der Truppe ist (weil er der Kleinste ist). Sicher hat er auch dieses Soldatenlied angestimmt.

Im Vorbeimarschieren zwinkerte er mir lächelnd zu. Am liebsten hätte ich mich eingeordnet und mitgesungen. Aber ich geh ja nicht mehr in die 2. Klasse!

Ach, macht das Spaß, auf dem Fahrrad durch die Felder oder Steppe oder auf einem Waldpfad dahinzupreschen oder am Fluß durch den feuchten Ufersand zu asten (das ist schöner als über Asphalt)!

Dieser Russe Artamonow, der das Fahrrad erfand, war doch ein ganzer Kerl! Was würden die Menschen ohne Fahrräder machen! Bei uns im Dorf fahren alle per Rad aufs Feld, die Hacke an die Stange gebunden, oder zum Basar, die Körbe auf dem Gepäckträger und am Lenker befestigt.

Das Fahrrad ist bei uns das Hauptbeförderungsmittel, sagt Opa Salymon. In der Stadt sieht man nie eine alte Frau auf dem Rad. Aber bei uns tritt die siebzigjährige Palashka in die Pedale, daß es nur so rauscht, und keiner wundert sich.

Ich mag mein Rad, so wie vielleicht früher ein Saporosher Kosak sein Pferd mochte. Ich stelle mir sogar vor, daß es mein Kampfpferd ist. Daher hab ich ihm auch einen Pferdenamen gegeben: «Rappe». Es hat nämlich einen schwarzen Rahmen.

«Ihiiiii!» wiehert es laut übers Feld.

Gibt's für meinen Rappen Hindernisse?

«Hoppla!» überspringt er eine Wurzel mitten auf dem Weg.

«Hoppla!» saust er durch ein Schlagloch.

«Hopp . . .!»

Und – pardauz! fliege ich in hohem Bogen über den Lenker, segele ein paar Meter durch die Luft und lande mit dem Gesicht im Morast.

Verdammte Schei . . .

Das war nicht bloß eine Pfütze, sondern eine mit Wasser gefüllte, tiefe Fahrrinne.

Mein Rappe lag auf der Seite, das Vorderrad tragisch in die Höhe gereckt. Ich erhob mich, sah es mir an und stöhnte vor Kummer: Das Rad war eine richtige Acht! So eine schreckliche Acht hatte ich noch nicht gesehen.

Und bis zum Dorf waren es zwei Kilometer!

Warum hab ich bloß so ein Pech? Es ist immer dasselbe. Kaum hab ich bessere Laune, kaum scheint mir, daß das Leben mir wieder zulächelt, da haut mir das Schicksal gleich wieder eins in die Fresse, und ab geht's in den Dreck!

Ich hob meinen Rappen auf und schleppte ihn nach Hause. Wenn man einfach so durchs Dorf geht, trifft man kaum jemanden. Aber wenn man niemandem begegnen möchte, heißt es auf Schritt und Tritt: «Ojeoje!»

«Was hast du denn gemacht?»

«Ohoho!»

«Das ist aber 'ne Acht!»

«Auweia!»

Und kurz vor unserem Haus mußte ich auch noch auf Pawluscha stoßen, der gerade durch die Gartentür trat.

Als er mich sah, konnte er sich das Grinsen nicht verkneifen. Ich spuckte vor Ärger aus und stolperte prompt. Pawluscha lachte.

«Blöder Kerl!» rief ich und zerrte nervös an meinem Rad, das nicht gleich durch die Pforte wollte.

Er wandte sich schweigend ab und ging die Straße entlang.

Mein Opa besah sich das verschandelte Rad und fragte gelassen: «Nanu, hast du einen Trecker gerammt?»

Ich knirschte nur mit den Zähnen. Mit Opa durfte ich es nicht verderben. Wer sollte sonst mein Rad reparieren? Mein Opa kann alles auf der Welt. Was ich auch kaputtmache, mein Opa kriegt's wieder heil, obwohl er dabei immer mächtig flucht. Aber daran habe ich mich gewöhnt.

So seufzte ich also nur auf und blickte meinen Opa stumm und voller Hoffnung an. Mein Opa seufzte zurück und befahl: «Hol Flachzange, Kneifzange und Hammer.»

Das brauchte er nicht zweimal zu sagen. Wie ein Blitz war ich im Schuppen verschwunden, um das Werkzeug zu holen, und Opa machte sich sofort an die Arbeit.

«Du Barbar!» schimpfte er. «Du hast auch nur Unsinn im Kopf. Schädling! Kartoffelkäfer! Solltest lieber auf 'ner Kuh reiten als auf

'nem Fahrrad! Du Nilpferd! Ein Rad so herzurichten! Das will ja direkt gekonnt sein! Dich müßte man so zurichten, damit du weißt, wie man zu fahren hat! Ein Verbrechen ist das!»

Ich ließ das alles stumm über mich ergehen und seufzte nur ab und zu, um meine Reue zu zeigen. Opa hat es gerne, wenn ich bereue. Dann tut er alles für mich.

Bis zum späten Nachmittag hatte er mit dem Rad zu tun. Aber dann war es fix und fertig und sah wieder wie neu aus.

Mein Opa hat goldene Hände! Wenn ich nur solche hätte! Meine richten nur Schaden an.

13. KAPITEL

Nicht umsonst ist dies das dreizehnte Kapitel. Darin passiert eine rätselhafte, ungewöhnliche Geschichte. Das Geheimnis der drei Unbekannten

Am nächsten Tag saß ich bereits wieder auf meinem Rappen, als sei nichts gewesen. Jetzt allerdings umfuhr ich jedes Loch, jeden Stein, jede Pfütze.

Mein Opa stand scheinbar unbeteiligt an der Gartentür, aber ich merkte, wie er nach meinem Vorderrad sah. Er wollte natürlich wissen, wie es sich dreht, und war wohl zufrieden mit seiner Arbeit.

Ich radelte bis zum Ende unserer Straße und bog in die Hauptstraße, die Schewtschenkostraße ein, die durch das ganze Dorf in die Felder führt. Schon war ich an den letzten Häusern vorbei, als ich hinter mir ein Motorrad knattern hörte. Ich wich aus der Fahrspur, um Platz zu machen, und drehte mich um. Ein Armeeangehöriger mit grünem Helm und einer Motorradbrille, die das halbe Gesicht bedeckte, holte mich ein und bremste neben mir.

«Jawa Ren?» fragte er, überreichte mir, als ich nickte, einen Briefumschlag, gab Gas und brauste davon.

Ich war so verdattert, daß ich den Umschlag zu Boden fallen ließ. Während ich ihn aufhob, war von dem Motorradfahrer nur noch eine Staubwolke übriggeblieben. Ich hatte lediglich feststellen können, daß es ein Oberleutnant oder Hauptmann gewesen war (er hatte drei oder vier Sternchen an den Schulterklappen). Das Gesicht hatte ich

nicht ausmachen können. Nur die weißen Zähne hatten beim Sprechen in dem braungebrannten, staubigen Gesicht geblitzt. Ich betrachtete den Umschlag.

An Jawa Ren (Äußerst geheim)

Mit steifen Fingern riß ich ihn auf, zog einen Bogen Papier heraus und las:

«Sei heute Punkt 19.00 Uhr an der Bunkerruine im Wolfswald. Im Spalt über der Schießscharte findest Du eine Anweisung.

Dieser Brief ist sofort zu vernichten. Es ist eine außerordentlich wichtige und geheime Sache. Zu keinem ein Wort! Damit Du das Geheimnis besser bewahren kannst, geben wir uns noch nicht zu erkennen.

Also, heute Punkt 19.00 Uhr!

H. P. H.»

Meine Hände schwitzten. Ich hob den Kopf und blickte mich um. Auf der Straße war keine Menschenseele zu sehen. Nur auf dem Hof des letzten Hauses fütterte eine alte Frau ihre Hühner, aber sie hatte mir den Rücken zugewandt. Anscheinend hatte mich niemand bemerkt.

Ich stieg aufs Fahrrad und sauste ab durch die Felder. Den Brief hielt ich fest gegen den Lenker gedrückt.

In meinem Kopf herrschte heilloses Durcheinander.

Was soll das? dachte ich. Hat sich einer von den Jungen einen Scherz erlaubt? Oder alle zusammen? Wollen sie sich rächen, weil ich sie mit diesem Gespenst reingelegt habe? Aber sie haben doch gesehen, daß ich selbst der Dumme war. Wofür also sich rächen?

Und hätte ein Offizier bei ihrem Lausbubenstreich mitgemacht, nur um mir einen Brief zu übergeben? Kaum. Außerdem stammt die Schrift auch nicht von einem Schüler. Die erkennt man sofort. Das hier ist eine ausgeschriebene Erwachsenenhandschrift mit einer leichten Neigung nach links.

Nein, das sind nicht die Jungen! Aber wer dann?

Und was bedeuten die Buchstaben H. P. H.? Sind das die Anfangsbuchstaben von Namen? Oder der verschlüsselte Dienstrang dazu? Zum Beispiel: Hauptmann Petro Herassymenko?

Aber in dem Brief steht «wir». H. P. H. sind also mehrere Perso-

nen, wahrscheinlich drei. Aber wer sind diese drei Unbekannten? Wollen sie Gutes oder Böses?

Mitten im Fahren las ich den Brief noch einmal. Was soll das Ganze? Sie bitten mich, den Brief zu vernichten. Na, um so besser, wenn's ein Scherz ist, den sie sich mit mir erlauben!

Ich zerriß das Blatt in lauter kleine Schnipsel und ließ sie vom Fahrtwind zerstreuen.

Mechanisch traten meine Beine in die Pedale und führten mich von selbst in den Wolfswald. Ich merkte es erst, als ich bereits den Waldrand erreicht hatte. Da fiel mir ein: Was suchst du denn jetzt schon hier? Im Brief heißt es doch: heute abend 19.00 Uhr. Wenn ich früher komme, schade ich vielleicht der Sache.

Ich drehte um und bog auf die Straße ein, die am Wald vorbei nach Didiwstschyna führt, für den Fall, daß mich jemand beobachtete. Ich wollte beweisen, daß ich gar nicht in den Wald wollte.

Ich fahr nach Didiwstschyna und kauf mir ein paar Figurenlutscher, beschloß ich. Bei uns gibt's die nämlich nicht. Wir fahren manchmal extra deswegen nach Didiwstschyna.

Kurz vor dem Dorf sah ich auf der Straße einen Moskwitsch mit offener Haube stehen. Jemand machte sich am Motor zu schaffen. Als ich näher kam, hob der Mann den Kopf, und ich erkannte den Popen Goga. Als er mich erblickte, rief er: «Oh, hilf mir doch mal.»

Klopfenden Herzens stieg ich vom Fahrrad und mußte am Motor irgendein Teil halten, das er mit der Zange festzog.

«Danke!» sagte er, als er fertig war. Dann warf er mir einen listigen Blick zu und sprach lächelnd die geheimnisvollen, mir unverständlichen Worte: «Dunkles Wasser in den Wolken...»

Ich starrte ihn verwundert an, setzte mich schnell aufs Rad und sauste los. Mir war unheimlich. Ich vergaß ganz die Lutscher und fuhr zurück nach Wassjukiwka.

Ob der Pope den Brief geschrieben hat? fragte ich mich beunruhigt. Vielleicht zusammen mit Oma Mokryna? Wollen sie mich in den Wald locken und ... ermorden, weil ich sie mit dem Gespenst angeführt habe? Solche religiösen Fanatiker soll's ja gegeben haben. In der Zeitung stand mal was davon ... Ach, wenn Pawluscha hier wäre, wäre alles halb so schlimm! Warum hat er mich bloß verraten? Erst wenn sie mich erschlagen haben, wird er begreifen, daß er

schuld ist, denn er hat mich meinem Schicksal überlassen. Aber dann wird es zu spät sein.

In Wassjukiwka bog ich in die Gagarinstraße ein und fuhr zum Fluß. Ich wollte mal sehen, was die alte Mokryna gerade tat. Ihr Haus war das letzte in der Straße und stand dicht am Wasser. Es war ein strohgedecktes, aber sauberes, adrettes Häuschen, und ihr großer Garten war der schönste im ganzen Dorf. Solche Äpfel wie sie hatte keiner. Leider hatten wir sie noch nie probieren können, denn einen böseren Hund als Browka hatte auch keiner im Dorf.

Oma Mokryna schüttelte gerade Äpfel vom Baum und sammelte sie in die Schürze. Als sie mich entdeckte, richtete sie sich in voller Größe auf.

«Ah, du willst wohl Äpfel haben? Von wegen! Scher dich ja weg, du rotznasiger Atheist! Du Bandit! Daß dich die Teufel in der Hölle fotografieren mögen! Nichtsnutz! Weg! Weg!»

Ich lachte nur und preschte davon. Mir war gleich leichter ums Herz. Wenn sie vorgehabt hätten, mich zu ermorden, würde sie nicht so keifen, sondern mich mit freundlichen Worten umgarnen, damit ich keinen Verdacht schöpfte. Ach, ist ja überhaupt Quatsch! Wer bin ich schon, daß man mich totschlagen will? Und kann ein Offizier mit dem Popen und der alten Mokryna gemeinsame Sache machen? Mann, bin ich blöd!

Ich nahm mir fest vor, keine Angst zu haben und am Abend in den Wolfswald zu fahren. Anscheinend ist es eine ernste Sache, dachte ich, und man braucht mich. Da gibt's gar nichts zu überlegen. Mein Opa sagt immer, wenn man eine gute Sache vollbringen kann, soll man es auch tun, ohne lange zu überlegen.

14. KAPITEL

Der Wolfswald. Die Geschichte des Bunkers. Die Überraschung

Endlich konnte ich aufs Fahrrad steigen und losfahren.

Der Wolfswald war einst dicht und undurchdringlich, und es gab dort tatsächlich Wölfe. Sie sind natürlich längst ausgerottet, aber das undurchdringliche Gestrüpp ist geblieben. Auch ohne Wölfe ist es dort ziemlich unheimlich. Während des Krieges hatten im Wald schwere Gefechte stattgefunden, und so ist er ganz von Schützengräben durchwühlt, die ein dichtes Netz aus Gras und Farnkraut verdeckt.

In einem alten Eichenhain türmen sich auf einer Anhöhe die riesigen Brocken eines zerstörten Bunkers.

Einst war hier der Waldrand gewesen, und vor dem Bunker kreuzten sich zwei Straßen. Die eine führte am Wald vorbei nach Didiwstschyna, die andere durch den Wald hindurch nach Harbusjany. Heute hat sich der Saum fast um einen Kilometer hinausgeschoben, gebildet von einem dichten Tannenstreifen, durch den eine neue Straße gehauen wurde. Sie heißt allgemein «Holperstraße», weil das Poltern der Räder über die vielen Wurzeln immer weithin schallt. Die andere heißt «Generalsstraße», weil eine Abzweigung zum Armeelager führt.

Der Bunker hat eine ungewöhnliche Geschichte.

1941, als die faschistische Armee die Ukraine besetzte, hatten sich hier drei sowjetische Soldaten verschanzt. Der ganze Kreis war schon besetzt, die Front dreißig Kilometer weiter nach Osten vorgerückt, den Deutschen aber gelang es weder durch Bomben noch durch Minen, den Bunker zu erobern. Acht Tage lang hielten die drei Soldaten ohne Wasser, ohne Essen durch, kämpften bis zur letzten Patrone. Vier Panzer zerstörten sie mit einer Panzerbüchse und mähten unzählige Faschisten mit einem Maschinengewehr nieder. Erst als sie keine Munition mehr hatten, verließen sie den Bunker und gingen unbewaffnet mitten in den feindlichen Kugelhagel. Es heißt, jeder sei von mindestens hundert Kugeln durchsiebt worden.

Die Faschisten aber wagten sich nicht in den Bunker hinein, obwohl er leer war, schleppten drei Fuhren Sprengstoff herbei und sprengten ihn in die Luft.

Mit seinen verbogenen Eisenträgern, die wie Knochen aus den meterdicken Trümmern ragen, beeindruckt er auch heute noch durch seine Kraft und Stärke. Diese riesigen, braungrauen, hier und dort mit rostrotem Moos bedeckten Brocken sind aus Stahlbeton gegossen, in den spitze, kantige Granitsteine gemischt wurden, und zwischen den Steinen ragt fingerdickes, noch völlig rostfreies Eisendrahtgeflecht heraus.

Der Bunker war mit dicht wucherndem Brennesselgestrüpp überzogen, als wolle er auf diese Weise seine stolze Unantastbarkeit bewahren.

Ein gewisser Wassja hatte, wohl um damit Unsterblichkeit zu erlangen, versucht, mit einem spitzen Gegenstand seinen Namen in einen der Betonbrocken zu ritzen. Die Buchstaben waren kaum lesbar, und das letzte (a) war so kraklig geraten, daß man sich für diesen Wassja fast schämte.

Obwohl der Bunker nicht so weit vom Dorf weg lag, (mit dem Fahrrad war er ganz schnell zu erreichen), suchten wir ihn fast nie auf. Ich war höchstens dreimal dort gewesen. Pilze und Beeren sammelten wir lieber im Wald hinter Pisky.

Auch jetzt, da ich zum Bunker radelte, war mir ziemlich unheimlich zumute. Düstere Stille herrschte ringsum, nicht einmal Vögel zwitscherten, nur hoch oben in den Baumwipfeln rauschten Blätter.

Ich lehnte meinen «Rappen» an eine Eiche, bog vorsichtig die Büsche auseinander und kletterte zu der Bunkerruine hinauf.

Plötzlich hörte ich eine halblaute Männerstimme.

«Halt! Wo willst du hin?»

Vor Schreck ließ ich die Äste fahren, an denen ich mich festhielt, und sackte in die Knie.

«Wo willst du hin?» wiederholte der Mann.

«Nirgendwohin... wie... wieso?» stotterte ich und starrte ins Dickicht, aus dem die Stimme gekommen war.

«Jetzt sind gerade Übungen. Hast du nicht das Fähnchen auf dem Turm gesehen? Zieh Leine!»

Klarer Fall: Ein Wachposten! Wenn Übungen stattfinden, stehen sie immer auf den Straßen, die zum Armeegelände führen. Streit anzufangen hatte keinen Zweck. Ich kehrte um.

Teufel noch mal! Mußten sie auch gerade hier einen Posten aufstellen! Ach was, ich werd ihn seitlich umgehen, dann sieht er mich nicht. Der Posten ist sowieso bloß der Form halber hier. Er liegt einfach im Gebüsch und raucht. Wer kommt schon groß hierher? Wenn ich nicht direkt auf ihn zugegangen wäre, hätte er vielleicht nicht mal den Kopf gehoben.

Nachdem ich wieder unten auf der Straße angelangt war, rannte ich gebückt nach rechts, lief von Baum zu Baum und umging den Bunker seitlich. Jetzt mußte ich aufpassen und mich vorsichtiger bewegen. Als ich schon fast am Ziel war, ertönte es plötzlich aus dem Gebüsch: «He, du willst wohl Versteck mit mir spielen? Mach, daß du wegkommst!»

Verdammt, er hatte mich also doch bemerkt!

«Darf man hier nicht mal Pilze suchen?» murmelte ich und trat den Rückzug an.

Wie soll ich jetzt zu der Anweisung kommen? dachte ich. Ob sie etwa nicht gewußt haben, daß Übungen stattfinden? Unmöglich. Was soll ich tun? Wieder nach Hause fahren?

Aber vielleicht haben sie sich nur an mich gewandt, um meine Geschicklichkeit, meine Intelligenz zu testen, um zu erkunden, ob ich unbemerkt an einem Wachposten vorbeischleichen kann? Vielleicht ist das sogar meine Aufgabe? Aber wer sind bloß diese «wir»? Planen sie etwas, was vor der Armee geheimbleiben soll . . . Sind es vielleicht Spione? Ach Quatsch! Spione sind heutzutage nicht mehr so dumm, daß sie sich von kleinen Jungen fangen lassen.

Außerdem werd ich mich nicht auf was einlassen, was mit Spionage zu tun hat! Ich bin doch nicht blöd! Zuerst werd ich rauskriegen, was das Ganze soll, und dann . . .

Aber ich muß erst die Anweisung aus der Schießscharte holen, sonst hab ich keine Achtung vor mir selber.

Ich hob meinen «Rappen» an und schüttelte ihn, damit der Wachposten dachte, ich fahre weg. Außerdem hustete ich laut. Dann stieg ich auf und radelte in Richtung Dorf davon. Hundert Meter weiter, so daß ich vom Bunker aus nicht mehr zu sehen war, bog ich ab in den Wald, versteckte das Rad unter Farnkraut in einem Schützengraben und robbte vorsichtig zum Bunker hinauf. Alle zwei, drei Meter hielt ich inne und lauschte. Endlich lag der Bunker vor mir. Nirgends ein Wachposten zu sehen. Er mußte auf der anderen Seite stehen. Aber die Schießscharte befand sich auch auf der anderen Seite. Mir blieb nichts übrig, als durch die Trümmer zu klettern und zu versuchen, den Spalt über der Schießscharte von hier aus zu ertasten. Das war leichter gesagt als getan. Es ist nämlich eine Sache, in voller Größe durch die Brennesseln zu waten und sie mit einem Ast auseinanderzuschieben, eine andere aber, unbemerkt auf dem Bauch durch das Gestrüpp zu robben.

Ich kroch vorwärts und schob die Brennesseln einfach mit dem geduckten Kopf beiseite. Durch die Haare spürte ich die gezahnten grünen Blätter nicht auf der Kopfhaut, sobald sie aber meinen Hals berührten, zuckte ich zusammen, wie von heißem Wasser verbrüht.

Am meisten aber kriegten meine armen Ohren ab. Sie brannten so fürchterlich, daß ich sie fast knacken hörte. Mir war, als bewegte ich mich durch ein wildes Höllenfeuer. Aber ich biß die Zähne zusammen und kroch immer weiter.

«Tjaaa», hörte ich plötzlich über mir eine Stimme. «Entweder du bist ein Dummkopf, oder du hast wirklich was vor. Steh auf!»

Innerlich fluchend erhob ich mich.

Auf einem schräggeneigten Brocken des Bunkers stand breitbeinig und mit einer MPi auf der Brust der Soldat Mitja Iwanow! Er betrachtete mich gutmütig und voller Neugier. Meine puterroten Ohren, Hände, der Hals sprachen wohl für sich.

«Na, was willst du hier?» fragte er lächelnd.

«Nichts.» Ich fand so schnell keine Ausrede.

«Nichts? Hm. Also bist du ein Dummkopf», sagte er enttäuscht. «Oder suchst du doch was Bestimmtes?»

Plötzlich durchfuhr es mich: Vielleicht wollen sie mich extra prüfen?

Na, dachte ich, von mir erfahrt ihr nichts, obwohl ich euch gerne beweisen würde, daß ich kein Dummkopf bin!

15. KAPITEL

Oberleutnant Paitschadse. Ich besichtige das Lager

Unerwartet kam ein Motorrad angebraust und hielt knatternd an.

«Iwanow, was gibt's? Was ist das für ein Fahrrad auf der Straße?» hörte ich eine heisere Stimme mit kaukasischem Akzent.

«Ach, ein kleiner Störenfried, Genosse Oberleutnant. Ich hab schon versucht, ihn wegzujagen, aber er kommt immer wieder.»

Die Büsche teilten sich, ein großer, schlanker Offizier mit grusinischem schwarzem Schnauzbart stand vor uns. Er betrachtete mich durchdringend und fragte: «Na, was willst du hier?»

Ich sah ihn ebenfalls durchdringend an und hob stumm die Schul-

tern. In meinem Kopf arbeitete es: Ist er's oder ist er's nicht? Ich wußte nicht mehr, ob der Motorradfahrer einen Schnauzer gehabt hatte. Wie sollte ich mir auch in den wenigen Sekunden, in denen erden Brief überreichte, etwas einprägen? Aber das Gesicht war dasselbe, braungebrannt, staubbedeckt, weiße Zähne... und auf den Schulterklappen drei Sternchen... Also mußte er's doch sein.

«Bist du taub? Verstehst du nicht, was man dir sagt? Und was ist mit deinen Ohren? Warum sind die so rot? Und der Hals... Iwanow!» Er warf dem Soldaten einen blitzenden Blick zu. «Hast du ihn mit Brennesseln bearbeitet?»

«Aber ich bitte Sie, Genosse Oberleutnant! Er ist selber durch die Brennesseln gekrochen. Ein ganz Verrückter!»

«Durch die Brennesseln?» Der Offizier hob erstaunt die Brauen und betrachtete mich mit unverhohlener Neugier. «In-te-res-sant! Also, was suchst du nun hier?»

Macht nur, macht nur! dachte ich. Stellt mich ruhig auf die Probe! Ihr kriegt mich nicht klein.

Ich spielte den Dummen und antwortete: «Na, ich wollte bloß Pilze suchen... Darf man das hier etwa nicht?»

Der Offizier kniff die Augen zusammen, durchbohrte mich mit seinen Blicken und wandte sich dann dem Soldaten zu.

«Iwanow, paß mal auf sein Fahrrad auf, ja?»

«Jawohl!» Der Soldat legte die Hand an die Mütze.

«Und du kommst mit!» befahl mir der Oberleutnant und ging zu seinem Motorrad zurück. Ich folgte ihm stumm.

«Steig auf!» Er wies auf den Rücksitz, startete, und das Motorrad schoß nach vorne, daß ich fast vom Sitz gefallen wäre, hätte ich mich nicht im letzten Moment an der Offiziersbluse festgehalten.

Wir brausten die mit Schlaglöchern übersäte und von Armeefahrzeugen zerstampfte «Generalsstraße» entlang. Ich hopste auf meinem Sitz wie ein Gummiball hoch und nieder. Aber das entsprach haargenau meinem seelischen Zustand. Mich hatte eine nervöse Erregung gepackt, derer ich kaum Herr wurde. Sagt selbst, wie kann man ruhig sein, wenn man unterwegs ist zu einer ungewöhnlichen, wichtigen und geheimnisvollen Aktion, die Kühnheit, vielleicht sogar Heldenmut erfordert? Jetzt war alles klar: Es mußte ein geheimer Militärauftrag sein! Vielleicht ist bei ihnen eine Havarie passiert,

dachte ich. Ein Erwachsener kommt nicht ran, da muß ein kleiner Junge her. Vielleicht soll ich in ein Geschützrohr oder in eine Rakete mit Kernsprengkopf kriechen!

Um ehrlich zu sein, ganz wohl war mir nicht bei dem Gedanken, das Ding könne losgehen. Nicht mal ein Staubkörnchen würde dann von mir übrigbleiben. Andererseits war ich ungeheuer stolz darauf, daß sie ausgerechnet mich ausgewählt hatten, sie also der Meinung waren, daß ich der Richtige für so eine Sache war. Ich wollte gerne beweisen, daß sie recht haben. Es kitzelte in meinem Bauch wie vor einer Prüfung oder bevor man eine Melone vom Feld klaut. Ach, wenn doch alles gut geht! flehte ich innerlich. Ich könnte es gut gebrauchen! Pawluscha würde vor Neid platzen! Aber ich darf's ja niemandem erzählen, wenn sie schon so geheimnisvoll tun, wenn sie mich prüfen und testen! Vielleicht kommen sie dann in die Schule und werden mir vor versammelter Mannschaft ihren Dank aussprechen oder gar ein wertvolles Geschenk überreichen? Einen Fotoapparat oder ein Kofferradio etwa? Vielleicht krieg ich sogar eine Medaille. Hat's alles schon gegeben, daß Jungen mit einer Medaille ausgezeichnet wurden, wenn sie eine Heldentat vollbracht hatten.

Das Motorrad hielt so plötzlich an, daß ich mit der Nase gegen den Rücken des Offiziers stieß. Wir standen auf einer weiten Lichtung vor einem hohen, fähnchengeschmückten Holzbogen, wie man sie gewöhnlich bei der Einfahrt in einen neuen Kreis antrifft. Hier kamen noch ein gestreifter Schlagbaum und ein Postenhäuschen am Weg dazu.

«Laß uns durch! Ich bring einen Spion!» befahl der Offizier dem Wachposten. Der Soldat hob die Schranke, und wir fuhren – nun bereits langsamer – eine saubere, mit weißem Sand bestreute Straße entlang, zu deren beiden Seiten Zelte standen, genau wie in einem Pionierlager.

Sogar die Losungen auf den roten Transparenten längs der Straße ähnelten Pionierlosungen: «Richte dich in der politischen und Gefechtsausbildung immer nach den Besten!» «Schwer bei der Übung – leicht im Gefecht!» «Schießt nur gut und sehr gut!»

Soldaten sind also auch Schüler, nur daß sie erwachsen sind, stellte ich fest. Muß man denn sein Leben lang lernen, an Zensuren denken und sich nach den Besten richten? Und ich hab mir vorgenommen,

nach Schulabschluß sämtliche Lehrbücher auf den allerhöchsten Weidenbaum zu schleudern, um sie nie mehr zu sehen. Pustekuchen! Man lebt also nur, wenn man noch in den Windeln liegt und nicht lesen und schreiben kann. Ansonsten ist man für immer und ewig ins Lernjoch eingespannt.

«Die Taktikklasse», sagte der Offizier, ohne sich umzudrehen. Wir fuhren an einem Platz vorbei, auf dem sich, wie in einer Freilichtbühne, mehrere Bankreihen befanden, nur war statt der Leinwand eine schwarze Schultafel aufgehängt.

«Das Sportgelände. Der «Hindernisstreifen», erklärte der Offizier weiter, ohne den Kopf zu drehen.

Das Sportgelände war sehr groß. Es gab dort ein Fußballfeld, einen Volleyballplatz, ein Reck, Pferde, eine Kletterstange, ein Gerüst mit Seil, Ringen und einer schrägen Leiter zum Hangeln. Der «Hindernisstreifen», wie ihn der Offizier nannte, bestand aus einem Balken, einer Wassergrube, einer hohen Holzwand, aus einem niedrigen Drahtverhau zum Robben. Das alles gefiel mir. Wäre schön, wenn ich das mal ausprobieren könnte, dachte ich. Aber vielleicht muß ich da tatsächlich durch?

«Der Artilleriepark», sagte der Offizier und fuhr langsam an einem riesigen Gelände vorbei, auf dem die Erde durchpflügt war von den Rädern schwerer Fahrzeuge und Geschütze, von Raupenketten der Zugmaschinen. Jetzt waren weder Geschütze noch Zugmaschinen zu sehen. Nur weiter hinten standen unter einem Schutzdach ein paar längliche, flache Panzerwagen und Lastkraftwagen mit hohen Kastenaufbauten und unter einem anderen Dach einige achträdrige Fahrzeuge mit schräg nach unten geneigtem Vorderteil.

«Was ist denn das?»

Ich wies mit dem Finger auf diese seltsamen Gefährte.

«Amphibienfahrzeuge zur Überwindung von Gewässern, ja, und zum Aussetzen von Landetruppen. Verstehst du?»

«Ja.»

Er sprach ein Gemisch aus Ukrainisch und Russisch. Vielleicht fiel ihm es schwer, aber er bemühte sich, ukrainisch zu sprechen, und das hörte sich putzig an.

Das (ja) nach fast jedem Satz sprach er ebenfalls in singendem kaukasischem Tonfall, und das klang bei ihm sehr sympathisch.

Wir fuhren weiter. Vor einer langen Holzbaracke sagte er: «Das ist die Kantine.»

Vor der Baracke stand ein LKW, an den so etwas wie ein Geschütz gekuppelt war, dessen Rohr in den Himmel ragte. Früher hatten die Jungen und ich lange herumgerätselt, was das wohl sein könnte. Antontschyk Mazijewsky meinte, es sei eine Haubitze, Wassja Derkatsch war der Meinung, es sei ein Minenwerfer, und Karafolka behauptete, es sei eine geheime Raketenwaffe älteren Typs, bis sich herausstellte, daß es eine Feldküche, eine «Gulaschkanone» war.

«Na, gefällt's dir bei uns, ja?» fragte der Offizier.

Ich nickte.

«In welche Klasse gehst du?»

«In die siebente.»

«Also in vier Jahren bist du soweit. Na gut, wir fahren zurück, ja...»

Er wendete und gab Gas. In Sekundenschnelle waren wir wieder an der Sperre. Der Posten hob die Schranke, und wir brausten auf der Generalsstraße zurück zum Bunker.

Das ist alles? dachte ich enttäuscht. Oder ob das Bekanntmachen mit dem Armeegelände dazugehört? Oder . . . oder sage ich ihnen nicht zu?

Mir wurde ganz traurig zumute bei dem Gedanken.

Wir hielten unterhalb des Bunkers auf der Straße. Einen Augenblick lang saß ich still auf dem Motorrad und hielt mich an der Offiziersbluse fest. Ich hegte die winzige Hoffnung, daß das noch nicht alles sei. Er drehte sich lächelnd zu mir um.

«Soll ich absteigen?» fragte ich leise.

«Ja, mein Lieber», sagte er.

Langsam hob ich das Bein über den Sitz und kletterte herunter.

Er lächelte immer noch.

«Ach ja, ich will mich überhaupt mal vorstellen — Oberleutnant Paitschadse.» Er streckte mir die Hand entgegen. «Übrigens, ganz im Vertrauen: Bei uns im Stab war davon die Rede, die Patenschaft über eure Schule zu übernehmen. Ja. Wir wollen den Armeesport in den älteren Klassen ein bißchen ankurbeln. Ja? Wir werden euch einladen und euch unsere Kampftechnik zeigen. Schließlich müssen wir doch dafür sorgen, daß ihr gute Soldaten werdet, oder?»

Ach, bestimmt wollte er ganz was anderes sagen. Habe ich ihm etwa nicht gefallen? Ich sah ihn fragend an, dann preßte ich hervor: «Sie denken, daß Sie vielleicht einen Besseren finden? Kaum. Höchstens Pawluscha...»

Er sah mich aufmerksam an und sagte:

«Ich denke, daß du ein guter Junge bist. Ja. Aber ich versteh nicht, wovon du sprichst.»

Das Blut schoß mir ins Gesicht. Warum hatte ich das bloß gesagt?

«Ach, vergessen Sie's! Vielen Dank. Auf Wiedersehen.» Ich sprang auf meinen «Rappen» und preschte davon.

Ich hörte gerade noch, wie Mitja Iwanow meinte: «Komischer Knabe.»

Was Paitschadse antwortete, verstand ich nicht mehr.

Verdammt, daß das so blöd ausgehen mußte! Was hab ich bloß angerichtet!

Wenn sie nichts von dem Brief wissen, müssen sie tatsächlich denken, daß ich entweder ein ausgemachter Dummkopf oder nicht ganz richtig im Kopf bin.

Und wenn sie mit dem Brief was zu tun haben, dann um so schlimmer, dann sage ich ihnen erst recht nicht zu.

Aber warum geht es im Brief um die Schießscharte, um Anweisungen? Einfach so? Kaum.

Ich glaube, der Offizier, der mir den Brief übergeben hat, hatte doch keinen Schnauzbart. Ich hätte es mir gemerkt.

Dann sind Paitschadse und Iwanow also gar nicht im Bilde? Wenn eine geheime Operation durchgeführt wird, weiß nur ein ganz begrenzter Personenkreis davon, sogar unter den eigenen Leuten. Das muß so sein. Ich hab schließlich genug Filme darüber gesehen und Bücher gelesen! Ich weiß Bescheid!

Dann muß ich warten. Vielleicht sind die Übungen bald zu Ende, und der Posten wird weggenommen. Ich fuhr zum Waldrand, bog in einen jungen Kiefernhain ein, legte meinen «Rappen» zu Boden und ließ mich ins warme, federweiche Moos fallen.

Von hier aus waren der Holzturm und die Straße gut zu überblikken. Auf dem Turm flatterte das rote Fähnchen. Ich beschloß zu warten, bis es eingezogen wurde, und dann zum Bunker zurückzukehren. Ich konnte nicht ruhig nach Hause fahren, ohne zu wissen, was für Anweisungen der Brief enthielt.

Wenn ihr wüßtet, wie ungern ich warte! Für mich ist es die größte Qual, irgendwo Schlange zu stehen. Lieber zwei Stunden für die Schule lernen, als eine halbe Stunde lang in der Schlange stehen! Ach, wie ich das Warten hasse! Aber was sollte ich tun?

16. KAPITEL

Wirklich Pawluscha? Ich will nicht, daß er mich sieht. Der Unbekannte im Garten der Lehrerin. Wer ist es?

Es begann zu dämmern. Abendliche Kühle breitete sich aus. Während ich so im Moos lag, malte ich mir aus, wie schön es wäre, wenn jetzt Pawluscha bei mir wäre. Ich hätte vor nichts Angst, keine Prüfung würde mich schrecken. Ich könnte die ganze Nacht lang warten. Warum haben wir uns bloß gezankt? Warum hat uns die Hrebenjutschka, diese häßliche Kruke, auseinandergebracht? Warum ist sie so gemein? Ich hasse sie. Ich würde sie zu Mus machen, wenn sie jetzt hier wäre. Aber was hilft das schon!

Vom Dorf her näherte sich ein Radfahrer. Zuerst dachte ich, er würde nach Didiwstschyna abbiegen. Aber er fuhr weiter die Holperstraße entlang dem Wald zu. Wer kann das sein? überlegte ich. Sieht er nicht, daß auf dem Turm das rote Fähnchen gehißt ist? Er kommt doch gar nicht weiter.

Der Fremde fuhr schnell. Ich konnte schon erkennen, wie sich das Hemd auf dem Rücken im Wind bauschte. Ich strengte meine Augen an, und hätte ich nicht schon gesessen, wär ich vor Schreck auf den Hosenboden geplumpst — es war Pawluscha!

Er trat mit voller Kraft in die Pedale, und seine Miene war ernst und konzentriert. Malutensilien trug er nicht bei sich. Wer fährt auch abends in den Wald, um zu malen?

Plötzlich durchzuckte mich ein furchtbarer Verdacht: Pawluscha ist als Ersatz für mich gerufen worden! Ich habe ihnen nicht gefallen. Irgendwas muß ich falsch gemacht haben, und so beschlossen sie, die Aufgabe jemand anders zu übertragen. Und wer eignet sich von allen

Jungen dafür am besten? Pawluscha natürlich. Außerdem hatte ich selber dem Oberleutnant Pawluschas Namen genannt.

Diese plötzliche Ahnung lähmte mich geradezu, ließ meinen Körper schlapp und willenlos werden. Ich starrte Pawluscha nach, bis er im Wald verschwunden war.

Obwohl mich niemand sah, waren dies die Minuten der größten Schmach und Schande in meinem bisherigen Leben. Hätte man mir vor allen Leuten ins Gesicht gespuckt, wäre mir leichter gewesen.

Ich stellte mir vor, wie Pawluscha nach erfolgreich erfülltem Geheimauftrag zurückkehrt, wie er mit einer Medaille, einem Wertgeschenk oder auch einfach einer Urkunde ausgezeichnet wird, wie er, den Blick bescheiden zu Boden gesenkt, mit dem Fuß im Sand scharrt, als sei er überhaupt kein Held (er kann das!), wie die Hrebenjutschka auf ihn zugeht und ihn vor aller Augen küßt, wie Halyna Sydoriwna ihn umarmt und vielleicht auch küßt, von mir aber keiner Notiz nimmt, als sei ich Luft. Bei diesen Gedanken wurde mir so bitter im Mund, als hätte ich Wermuttee getrunken. Ich wünschte mir fast, der Boden würde sich auftun und mich für immer verschlingen oder ein Geschoß vom Übungsplatz würde sich verirren und mich in Atome zerfetzen.

Aber kein Geschoß kam, und die Erde tat sich auch nicht auf.

Dafür wurde es immer dunkler. Man konnte fast nichts mehr sehen. Irgendwo in der Nähe knatterte ein Motorrad, ich konnte nicht ausmachen, ob es vom Dorf oder vom Wald her kam.

Vielleicht war es Oberleutnant Paitschadse, der Pawluscha gerade zum Einsatz fuhr? Mich juckte es mächtig, zum Bunker zu schleichen, um zu sehen, was dort geschah. Aber ein Rest von Stolz und Würde auf dem Grund meines verwüsteten Herzens hielt mich davon ab.

Was soll ich da, wenn sie mich ausgeschlossen haben? dachte ich. Sollen sie nur ihre wichtigen Dinge erledigen! Sollen sie! Ich werd mich doch Pawluscha nicht in diesem kläglichen Zustand zeigen!

Dieser Gedanke half mir wieder auf die Beine, ich bestieg schnellstens meinen «Rappen» und raste nach Hause. Ich fuhr nicht die Straßen entlang, sondern bog auf einen Pfad ab, der zwischen den Gärten hindurchführt. Keiner sollte sehen, daß ich aus dem Wald komme. Ich war gar nicht dort! Und einen Brief hat's auch nicht ge-



geben! Nichts war! Das soll mir einer beweisen! Ich werde bloß lachen. Ich weiß nichts von den Buchstaben H. P. H. Was für ein Geheimnis? Was für drei Unbekannte? Daß ich nicht lache!

Ich fuhr am Garten unserer Lehrerin Halyna Sydoriwna vorbei. Plötzlich sah ich einen Mann gebückt hinterm Zaun entlangschleichen. Als er mich bemerkte, verschwand er blitzschnell im dichten Gebüsch.

Nanu? dachte ich verblüfft. Was soll das? Halyna Sydoriwna lebt alleine mit ihrer Mutter, einen Mann gibt's im Hause nicht. Der will was Schlimmes! Das ist ein Verbrecher! Ein guter Mensch würde sich nicht verstecken.

Ich trat in die Pedale. Zwei Häuser weiter führte ein Weg auf die Straße. In Sekundenschnelle stand ich vor Halyna Sydoriwnas Haus.

«Halyna Sydoriwna! Halyna Sydoriwna!» rief ich betont laut, während ich die Pforte öffnete.

«Was ist denn? Wer ist da?» hörte ich die erregte Stimme der Lehrerin. «Ach, du bist es», sagte sie, als sie aus dem Haus trat. «Was ist los? Was hast du?»

«Gleich kommen Onkel Petro und Onkel Mykola zu Ihnen!» rief ich laut, damit es hinten im Garten zu hören war, und flüsterte: «Das sag ich extra so. Bei Ihnen im Garten hat sich ein Mann versteckt.»

«Ach, wirklich?»

«Psst! Ganz sicher! Ich hab ihn eben selbst gesehen. Ich hol die Nachbarn.»

«Aber nein, das ist dir sicher nur so vorgekommen.»

«Ich schwöre es Ihnen! Ich fuhr gerade hinten auf dem Weg, da schlich er bei Ihnen am Zaun entlang und verschwand im Gebüsch.»

«Was du nicht sagst! Bei uns gibt's doch gar nichts zu holen!»

«Der Mann war an die zwei Meter groß.»

«Na so was! Komm, wir sehen mal nach.»

«Soll ich nicht lieber jemanden holen? Er war stark wie ein Bär. Wir beide überwältigen den nicht.»

«Ach was! Irgendwie schaffen wir's schon. Wir nehmen eine Axt und eine Sichel mit. Warte, ich komm gleich wieder.» Sie lief in den Stall und kam mit einer Axt, einer Sichel und einer Taschenlampe wieder. «Die Nachbarn würden sich nur unnötig aufregen. Ich bin es gewohnt, mich selbst zu verteidigen. Komm!»

Sie gab mir die Sichel, nahm selbst die Axt und die Lampe und ging tapfer voran. Unsere Halyna Sydoriwna ist eine mutige und entschlossene Frau. Ich folgte ihr.

«Hallo, wer treibt sich da in fremden Gärten herum?» rief sie laut und leuchtete mit der Taschenlampe die Bäume ab.

«Dort im Gebüsch», sagte ich.

Ein Lichtstrahl drang durch die Büsche. Niemand war zu sehen.

Wir suchten den ganzen Garten ab, konnten aber nichts finden. Anscheinend war der Mann sofort getürmt, als er mich nach Onkel Petro und Onkel Mykola rufen hörte.

«Siehst du, ist gar keiner da», sagte Halyna Sydoriwna munter. «Du hast dich bestimmt getäuscht. Im Dunkeln kommt es mir auch immer vor, als ob jemand hinter einem Baum steht.»

«Aber ich hab ihn wirklich gesehen. Ehrenwort!» Ich war enttäuscht, daß die Lehrerin mir nicht glaubte.

«Na, vielleicht war jemand da und ist dann weggerannt», beruhigte sie mich. «Vielleicht wollte er sich ein paar Äpfel holen. Nur gut, daß meine Mutter zur Tante gegangen ist. Sie hätte sich zu Tode erschrocken. Also, schönen Dank, mein Beschützer!»

Sie fuhr mir durch die Haare und streichelte mir freundlich die Wange. Von ihren Händen ging ein feiner Duft von Parfüm aus. Die Berührung ihrer Hand war mir angenehm, aber ich schämte mich, es mir selber einzugestehen.

«Sag mal, was macht Pawluscha? Seid ihr immer noch zerstritten?»

Das angenehme Gefühl war sofort verschwunden.

«Ich weiß nicht», brummte ich. «Ich muß gehen. Auf Wiedersehen.»

«Auf Wiedersehen. Schade. Ihr wart so gute Freunde.»

Ich ging schweigend vom Hof, stieg aufs Rad und fuhr los.

Mir war unsagbar schwer ums Herz. Pawluscha hatte derweil vielleicht schon seinen Geheimauftrag erfüllt, ein General oder Oberst drückte ihm im Namen des ganzen Stabes die Hand, und ich? Nicht mal Halyna Sydoriwna hat mir geglaubt, daß ich einen Mann in ihrem Garten gesehen hab, und hat mir nur einfach aus Höflichkeit

gedankt. Auch an ihrer Stimme hab ich das gemerkt. Sie war nicht wie sonst, sondern eher gekünstelt, als wolle sie sich über mich lustig machen... Na, soll sie! Dann soll sie sich auch beklauen lassen!

Grenzenlose Gleichgültigkeit gegenüber der ganzen Welt überkam mich, und wenn die Erde wie eine überreife Melone auseinandergeplatzt wäre, hätte ich nicht mal mit der Wimper gezuckt.

17. KAPITEL

Ich werde ans Telefon geholt. «Untersuchungen über die Fußballschlacht». Das neue Kleid der Hrebenjutschka.

Meine Laune ist verdorben

Ich schlief erst gegen Morgen ein, die Ereignisse des Tages gingen rund in meinem Kopf.

Ich wachte davon auf, daß mein Opa mich an der Schulter rüttelte.

«Steh auf, du Held! Verschläfst ja dein ganzes Leben. Deinetwegen kann die Staatsmacht nicht regieren.»

Man möchte immer gerade dann gerne weiterschlafen, wenn man geweckt wird. Ich strampelte mit den Beinen, zog die Decke über den Kopf und murmelte schläfrig: «Laß mich, Opa, ich möcht noch schlafen.»

Aber Großvaters Hand zog unbarmherzig die Decke weg.

«Steh auf! Du wirst im Gemeinderat am Telefon verlangt. Schnell, beeil dich!»

Ich fuhr hoch, riß die Augen auf und stammelte: «Wie? Was? . . . Wer?»

«Irgendein Mann ruft aus Didiwstschyna an. Hast du etwa wieder was angestellt? Lauf schon, das Telefon wird so lange blockiert.»

Ich fuhr in Windeseile in die Hosen, rannte zur Tür hinaus und war Minuten später schon im Gemeinderat. Ich raste durch die Tür am Telefon vorbei ins nächste Zimmer.

«He! Wo willst du hin?» rief mir Spyrydon Chalabuda, der Gemeindesekretär, lachend hinterher. «Komm zurück! Hier!»

Ich packte mit beiden Händen den Hörer, hielt ihn ans Ohr und schrie hinein: «Hallo!»

«Guten Tag!» vernahm ich eine Baßstimme. «Hör zu! Wenn dich jemand fragt, wer angerufen hätte, sagst du, Fedorystschenko, Kreisinspektor der Abteilung Volksbildung. Er hätte dich gebeten, nach Didiwstschyna zu kommen. Er untersucht den Fall mit der Prügelei auf dem Fußballplatz am 30. Juni und will ein paar Dinge klären. Warum ausgerechnet mit dir? Weil er deine Mutter als Abgeordnete kennt und schätzt und hofft, daß ihr Sohn die Geschichte ehrlich und objektiv schildern wird. Hast du verstanden? Hast du alles behalten? Fedorystschenko, Kreisinspektor der Abteilung Volksbildung...»Ja, Genosse Fedorystschenko, alles klar», sagte ich und schielte zu Chalabuda, der vor Neugier Mund und Augen aufriß. Daß ein Schuljunge ans Telefon des Gemeinderates gerufen wurde, hatte es noch nie gegeben.

«Jetzt hör zu», fuhr die Baßstimme fort (der Mann sprach langsam und deutlich). «Gestern konntest du dir keine Anweisungen holen. Das wissen wir. Aber mach dir nichts daraus. Es ist unsere Schuld. Aufgrund der Umstände wird die Operation um ein bis zwei Tage verschoben. Beobachte genau den Fahnenmast auf dem Schulhof. Erscheint ein weißes Fähnchen, mußt du Punkt 19.00 Uhr am Bunker sein. Dort erhältst du Anweisungen. Klar?»

«Klar. Alles klar!» Eine warme Welle der Freude schoß durch meinen ganzen Körper. Man hatte mich also nicht abgeschoben! Es war nur etwas dazwischengekommen! Ich hatte keine Lust, den Hörer aufzulegen, ich wollte so gerne noch etwas fragen.

«Hallo!» rief ich mit gepreßter Stimme. «Hören Sie. Und... und...» Ich wußte selbst nicht, was ich sagen wollte. «Und... wie ist Ihr Vatersname?»

«Na so was!» Er stockte und lachte dann auf. «Ich weiß selbst nicht, wie Fedorystschenko mit Vatersnamen heißt. Mußt du das unbedingt wissen?»

Ich schwieg verwirrt. Chalabuda ließ kein Auge von mir und lauschte auf jedes Wort. Mir war klar, daß ich eine Dummheit begangen hatte. Jetzt mußte ich sehen, wie ich mich da rauswand.

«Aha, danke! Jetzt weiß ich's», ich tat so, als hätte ich eine Antwort auf meine Frage erhalten.

Der Mann am anderen Ende der Leitung hatte sofort begriffen. «Fein gemacht!» sagte er. «Also, das wär's bei mir. Fahr für alle Fälle

nach Didiwstschyna, um keinen Verdacht zu erregen. Na, dann mach's gut!»

«Ja, ich fahr gleich los. Auf Wiedersehen!» Ich legte den Hörer auf.

«Was ist das für ein Fedorystschenko?» fragte Chalabuda auch gleich.

«Er ist Kreisinspektor der Abteilung Volksbildung und hat mich gebeten, nach Didiwstschyna zu kommen. Er untersucht den Fall mit der Prügelei auf dem Fußballplatz am 30. Juni. Er will ein paar Dinge klären.»

«Ah, ich glaub, den kenn ich», meinte Chalabuda wichtig. «Ja, stimmt. Fedorystschenko. Kenn ich . . .»

Spyrydon Chalabuda gab gerne damit an, daß er viele leitende Mitarbeiter im Kreis kenne. Aber obwohl seiner Miene zu entnehmen war, daß er Fedorystschenko nie gesehen hatte, machte ich mich darauf gefaßt, daß er den Namen doch irgendwo gehört hatte und mich nach dem Vatersnamen fragte. So verabschiedete ich mich hastig und rannte davon.

Meinem Opa erzählte ich genau das, was ich schon Chalabuda gesagt hatte, trank schnell ein Glas Milch, setzte mich aufs Rad und fuhr los.

Forschend äugte ich über den Zaun in Pawluschas Hof. Pawluscha saß mit finsterer Miene auf der Erde, vor sich sein Fahrrad mit den Rädern nach oben, und drehte die Pedale. Das Hinterrad schleifte gegen den Rahmen. Eine «Acht»!

Vielleicht haben sie ihn gestern genauso getestet, sind zu der Ansicht gekommen, daß er nicht besser ist als ich, und haben sich wieder meiner Kandidatur zugewandt, dachte ich.

Pawluscha tat mir leid. Aber was sollte ich machen? Vielleicht war er auch gar nicht zum Bunker gefahren? Wer weiß! Vielleicht war er einfach so durch die Gegend geradelt?

Wenn ich keine Antwort auf eine Frage weiß, werf ich sie einfach aus meinem Kopf und denk an was anderes. So bin ich nun mal!

Der Mann am Telefon! Der Stimme nach müßte er Oberst sein, vielleicht sogar General. Er hat so solide gesprochen und wußte genau Bescheid. Alles war bei ihm durchdacht. Kreisinspektor der Abteilung Volksbildung. Die Prügelei auf dem Fußballplatz...

Ich fuhr zum Dorf hinaus, am Sportplatz vorbei. Er bestand einfach aus einem Stück Feld mit zwei Toren (ohne Netz natürlich) und zwei Reihen notdürftig gezimmerter Bänke an den Längsseiten.

Auf dem Feld, besonders vor den Toren, war das Gras völlig ausgetreten, und während des Spiels erhoben sich manchmal solche Staubwolken, daß der Ball fast nicht zu sehen war.

Am 30. Juni dieses Jahres hatte hier ein Freundschaftsspiel zwischen der Mannschaft von «Raketa» Wassjukiwka und der Mannschaft von «Kosmos» Didiwstschyna stattgefunden. Es waren Schulmannschaften, die älteren Klassen hatten gespielt. In unserem Tor hatte Bardadym gestanden, Mittelstürmer war Wowka Marunja, der zwar erst in die 8. Klasse ging und ziemlich schmächtig war, aber die langen Lulatsche aus der Zehnten durchweg «aufs Parkett legte», wie Opa Salymon zu sagen pflegte.

Es war ein wilder Kampf. Eine Viertelstunde vor Spielschluß stand es 23:18 für «Kosmos» Didiwstschyna. Die Fußballfans brüllten wie Stiere beim Schlachten. Besonders hitzig waren Opa Salymon und Oma Marussja, unsere Schul-Reinemachefrau. Opa Salymon feuerte die Spieler immer wieder an.

«Wowka, los, los, los! Wanka, paß auf Hryzko auf! Kopf! Kopf! Verdammt noch mal! Warum hast du den Ball abgegeben, du Tolpatsch! Gib's ihm, Wowka, gib's ihm!»

Oma Marussja dagegen murmelte die ganze Zeit vor sich hin: «Barmherziger Gott! Gerechter Himmel! Hilf, daß unsere ein Tor schießen! Barmherziger Gott! Gerechter Himmel! Hilf, daß unsere ein Tor schießen!»

Und wenn eins geschossen war, rief sie mit dünner Stimme: «Klasse!» und bekreuzigte sich.

Fünfzehn Minuten vor Spielschluß drang Wowka Marunja zum gegnerischen Tor vor und hätte sicher den Ball in den Kasten geschossen, wenn nicht ein Verteidiger von «Kosmos», der baumlange Roman Hepa (ein Cousin des Hepa, der Pope werden will), ihm ein Bein gestellt hätte, so daß Wowka zu Boden stürzte. Statt einen Elfmeter zu pfeifen, gab der Schiedsrichter, der Filmvorführer Jaschka Bryl aus Didiwstschyna, nur einen Eckstoß, als hätte Hepa gar nichts gemacht und Marunja wäre von allein gefallen.

Und da ging was los! Unsere Fans pfiffen, grölten und schrien so laut, als sei das Ende der Welt gekommen.

«Schiedsrichter pfui! Schiedsrichter pfui!» brüllte Opa Salymon wie am Spieß.

«Elfmeter! Elfmeter! Sonst soll dich der Teufel holen!» kreischte Oma Marussja.

Der Schiedsrichter schenkte dem Tumult keinerlei Beachtung. So ist es nun mal beim Fußball: Auf dem Feld ist er der Herr! Nach dem Spiel kann man gegen seine Aktionen protestieren, soviel man will, aber während des Spiels ist sein Wort heilig.

Mit verbissener Miene schoß Wowka Marunja einen Eckball und traf vor Aufregung nicht – der Ball flog ins Aus.

Gleich darauf bekam er ihn wieder und drang erneut zum Tor vor. Hepa, der sich durch den Schiedsrichter in seiner Spielweise bestärkt fühlte, foulte nun absichtlich, und Marunja fiel wieder auf die Nase. Der ließ sich das aber nicht mehr gefallen, sprang schnell auf und versetzte Hepa, dem er nur bis zum Kinn reichte, einen Leberhaken. Hepa gab ihm einen Fußtritt, und Marunja kugelte über den Boden. Da stürzte sich Jurko Sahubenko, unser Linksaußen, auf Hepa, verpaßte ihm einen Schlag in den Solarplexus — und dann war's aus!

Bevor sich's die Zuschauer versahen und hinlaufen konnten, um die Streithähne zu trennen, hatte sich unsere gesamte «Raketa» auf den «Kosmos» geworfen. Allein Bardadym war imstande, mindestens fünf gegnerische Stürmer zusammenzuhauen. Die dreiundzwanzig durchgelassenen Tore verzehnfachten seine Kräfte.

Man bekam die Kampfhähne nur mit Mühe auseinander.

«Das nennt sich nun ‹Freundschaftsspiel›!» sagte Opa Salymon. «Ein zweites Freundschaftsspiel müßte gleich auf dem Friedhof stattfinden.»

«Das ist noch gar nichts», ließ sich Pawluschas Vater vernehmen. «Zwischen El Salvador und Honduras ist es mal durch ein Fußballspiel richtig zum Krieg gekommen. Hunderttausend Mann starke Armeen haben gegeneinander gekämpft, versteht ihr? Artillerie, Flugzeuge, Panzer... Das sind Fußballfans!»

Ich war höchst befriedigt, daß Bardadym bei der Gelegenheit auch dem Schiedsrichter eins hinter die Ohren verpaßte, als Strafe dafür, daß er zugunsten der eigenen Leute gepfiffen hatte.

Das war also das Spiel am 30. Juni gewesen.

Es gab schon einiges zu ermitteln.

Ich brauste nach Didiwstschyna, fuhr geradewegs zum Dorfladen, kaufte mir ein paar Lutscher, guckte mich ein bißchen um und radelte zurück. Ich war bester Laune, obwohl es ganz nach Regen aussah.

Auf dem Turm überm Wald flatterte das rote Fähnchen. Die Übungen waren also noch im Gange.

Nach Wassjukiwka zurückgekehrt, fuhr ich noch einmal den Weg durch die Gärten ab, um eventuelle Spuren von gestern nacht ausfindig zu machen. Vielleicht war der Mann noch einmal gekommen? Vor dem Garten der Lehrerin stieg ich vom Rad, legte es auf den Boden und schlich, mich nach allen Seiten umblickend, wie ein echter Detektiv voran. An zwei Stellen wurde der Weg von riesigen Stiefelspuren — mindestens Größe fünfundvierzig — überquert, die sich deutlich in den weichen Boden eingedrückt hatten. Die eine Spur führte zum Garten, die andere zurück ins Feld. Das einemal war er gekommen, das anderemal weggegangen.

Im Himbeergebüsch, in dem er sich verborgen hatte, war das Gras flachgedrückt, und da lag der feuchte Stummel einer halbaufgerauchten Filterzigarette, Marke «Stolytschni».

Sherlock Holmes oder Major Pronin hätten allein dieser Zigarettenstummel und die Spuren gereicht, um den Fall zu durchschauen. Ich aber war weder Sherlock Holmes noch Pronin. Ich konnte nur sagen, daß der Kerl Raucher war (siehe Stummel) und daß er große Füße hat (siehe Fußspuren). Ich wußte höchstens noch, daß er die Zigaretten nicht in Wassjukiwka gekauft hatte, denn die Sorte gibt's bei uns nicht, sondern in Didiwstschyna, wo ich sie eben gesehen hatte.

Aber für eine Identifizierung der Person war das zuwenig.

Was wollte er hier? Warum hatte er sich versteckt? Wollte er die Lehrerin berauben, und ich hatte ihn dabei gehindert? Es sah nicht so aus, als ob er von hier war.

«Aber gib schön acht, Hanja», hörte ich Halyna Sydoriwnas Stimme am Haus.

«Aber natürlich, Halyna Sydoriwna, natürlich!» zwitscherte es zurück. Die Hrebenjutschka!

Das fehlte gerade noch, daß sie mich hier entdeckte!

Gebückt hastete ich auf den Pfad zurück, schwang mich auf meinen «Rappen» und raste davon.

Die Hrebenjutschka! Ich kann Schüler nicht ausstehen, die sich bei der Lehrerin einschmeicheln wollen. Halyna Sydoriwna hinten und Halyna Sydoriwna vorne... Halyna Sydoriwna, die Gute, Halyna Sydoriwna, die Beste... Oh und ah! Puuh, widerlich! Dann schon lieber ein paar Vieren einstecken!

Ich fuhr auf die Straße und sah die Hrebenjutschka gerade noch aus Halyna Sydoriwnas Gartentür treten. Sie trug ein schickes blauweißgepunktetes Kleid und trippelte mit kleinen Schritten voran wie ein dressierter Zirkushund. Sie kam sich wohl sehr hübsch und fein vor.

Plötzlich fiel mir Pawluscha ein, der mit finsterer Miene vor seinem Fahrrad gehockt hatte. Eine grimmige Wut auf die Hrebenjutschka packte mich. Sie ist an allem schuld! kochte es in mir. Nur sie! Diese Sommersprossen-Hexe! Nur durch sie sind wir Feinde geworden!

Mitten auf der Straße stand eine riesige Pfütze. Dicht an den Zaun gedrängt versuchte die Hrebenjutschka vorbeizukommen, ohne sich das Kleid zu beschmutzen. Sie drehte sich nicht um, sah mich also nicht.

Ich raste los und brauste direkt durch die Pfütze hindurch. Ganze Fontänen von braunem Wasser spritzten hoch und überschütteten die Hrebenjutschka. Das Kleid hatte sich im Nu in einen braunen Fetzen verwandelt, und die Hrebenjutschka selbst sah aus wie eine Vogelscheuche.

«Oje!» schrie sie auf.

Ich gab meinem «Rappen» die Sporen und sauste stur weiter. Mein Herz hüpfte vor Schadenfreude.

Damit sie weiß, was es heißt, Freunde auseinanderzubringen, diese Brennessel!

Ich bog nach rechts in unsere Straße ein. Schon von weitem sah ich Pawluscha immer noch am Boden sitzen und mit einem Schraubenschlüssel an seinem Fahrrad hantieren.

Da fiel mir ein, daß die Hrebenjutschka auf dem Weg nach Hause durch unsere Straße und somit an unserem und Pawluschas Haus vorbei mußte. Gleich würde Pawluscha sie sehen. Ich trat in die Pedale und huschte durch unsere Gartentür. Pawluscha hob nicht einmal den Kopf.

Ich stellte den «Rappen» neben die Pforte und hockte mich hinter den Zaun. Na? Gleich wird Pawluscha seine Schöne erblicken! Haha! Vielleicht erkennt er jetzt, was für eine Zicke sie ist!

Die Hrebenjutschka kam und kam nicht, so daß ich schon dachte, sie wäre zu Halyna Sydoriwna zurückgegangen, um sich über mich zu beschweren. Phh! Versuch mal zu beweisen, daß ich das war! Wer hat's gesehen? Ich weiß von nichts. Hat sich selber im Dreck gewälzt wie ein Schwein und will's auf andere abschieben!

Ich äugte durch den Zaun zu Pawluscha. Auf die Straße konnte ich nicht sehen und bemerkte deshalb nicht, wie die Hrebenjutschka in den Hof trat. Pawluscha sprang so jäh auf, daß das Fahrrad umkippte.

«Oh, Hanja! Was hast du gemacht? Wer hat dich so zugerichtet?» rief er erstaunt.

Mein Herz schlug schneller.

Gleich wird sie alle Teufel auf mich herabwünschen, dachte ich. Na, meinetwegen! Soll sie nur beweisen, daß ich das war! Wer hat's gesehen? Ich weiß von nichts...

«Ach, da hab ich selbst schuld», rief die Hrebenjutschka lachend. «Ein LKW ist vorbeigefahren, und ich dumme Gans hab direkt an 'ner Pfütze gestanden. Ich seh hübsch aus, nicht? Hihihi!»

«Lauf schnell nach Hause! Na so was!» rief Pawluscha mitfühlend. Ich konnte nur Mund und Nase aufsperren.

Nanu? Warum macht sie so was? dachte ich. Phh, wie fair!... Aber mir war richtig eklig zumute, so als hätte ich selber in der Pfütze gelegen.

Die Hrebenjutschka war weg, Pawluscha wandte sich wieder seinem Fahrrad zu, ich aber hockte immer noch hinterm Zaun und konnte mich nicht von der Stelle rühren.

Es begann zu nieseln.

Pawluscha zog sein Fahrrad ins Haus.

Auch ich ging ins Haus... Meine gute Laune war futsch.

Es regnete den ganzen Tag. Gegen Abend kam Wind auf, der den Regen wie aus Eimern gegen die Fenster trieb. Die Scheiben klirrten, und im Schornstein heulte es. Bei solchem Wetter ist es schön, irgendwo in einer Ecke zu liegen und ein spannendes Abenteuerbuch zu lesen. Ich holte mir aus Vaters Regal das «Attentat auf den Landstreicher» von Georges Simenon (Vater gab mir das Buch nicht, weil er der Meinung war, es sei nichts für Kinder), zog mir die Decke über den Kopf, so daß nur ein kleiner Spalt blieb, durch den das Licht drang, und tauchte ein in die aufregende Welt des Kommissars Maigret, in die Welt rätselhafter Morde, schrecklicher Verbrechen und Geheimnisse.

18. KAPITEL Die Überschwemmung. Ich fasse einen Entschluß

Ich wachte mitten in der Nacht auf, obwohl mich niemand weckte, und spürte sofort, daß etwas nicht in Ordnung war. Im Zimmer brannte Licht, ich hörte leise, unterdrückte Stimmen und bemerkte ein geschäftiges Hin und Her. So war es gewesen, als mein Vater eines Nachts eine Blinddarmentzündung bekam und ins Krankenhaus zur Operation gebracht werden mußte. Damals war ich auch von alleine wach geworden.

Ich richtete mich hastig auf und fragte beunruhigt: «Was ist los? Ist was passiert?»

Meine Eltern und mein Opa standen in Regenmänteln im Zimmer. Opa hatte ein Ruder in der Hand.

Meine Mutter drehte sich zu mir um. «Schlaf weiter, Junge, schlaf nur weiter!»

«Was ist passiert?» beharrte ich.

«Der Fluß ist über die Ufer getreten und der Deich an der Mühle durchbrochen. Das untere Dorfist überschwemmt», erklärte mein Opa.

«Schlaf du weiter», wiederholte meine Mutter.

Ich sprang auf. Von wegen schlafen! Häuser wurden überschwemmt, und ich sollte schlafen?

«Ich komm mit!»

«Nein, nein. Wenn Jaryschka aufwacht, kriegt sie Angst, wenn keiner da ist. Leg dich wieder hin, schlaf weiter. So was ist kein Spaß», protestierte meine Mutter.

Aber ich zog mich bereits an. Vor fieberhafter Erregung fand ich

nicht gleich das richtige Hosenbein. Meine Zähne klapperten einen verrückten Rock 'n' Roll. Von wegen schlafen! Vielleicht habe ich das ganze Leben auf diese Nacht gewartet, um eine Heldentat zu vollbringen. Und ich soll schlafen! Ich denk gar nicht dran!

«Laßt ihn doch mitgehen. Etwas kann er schon helfen. Er ist doch ein kräftiger Junge», trat mein Opa für mich ein.

«Hast recht, soll er ruhig mithelfen», unterstützte ihn mein Vater. Die Lampe flackerte plötzlich auf und erlosch.

«Die Leitung ist gerissen oder ein Mast umgekippt», sagte mein Vater in die Dunkelheit.

Mein Opa strich ein Holz an und entzündete die Petroleumlampe auf dem Ofensims.

«Dann zieh Papas gesteppte Jacke und die Stiefel an», forderte meine Mutter.

«Nimm deine Taschenlampe mit», empfahl mein Vater.

«Wir lassen die Petroleumlampe für Jaryschka brennen. Willst du nicht doch lieber hierbleiben? Ich wär dann ruhiger», versuchte meine Mutter noch einmal, mich zu überreden.

«Was soll Jaryschka schon passieren? Sie ist doch ein großes Mädchen, geht schon in die Schule.»

«Genug, kommt jetzt!» mahnte mein Opa.

Wir traten in die stürmische Nacht. Regen und Wind peitschten uns ins Gesicht.

«Schlimm, wenn die Boote abgetrieben oder untergegangen sind», sagte mein Opa leise neben mir. Ich wollte hinzufügen, daß unser Flachboot bestimmt nicht abgetrieben sei, weil es umgekippt auf dem Hügel liege, aber der Wind blies mir so heftig entgegen, daß ich kein vernünftiges Wort herausbrachte.

Hier und dort blinkten Lampen wie Leuchtkäfer auf — von allen Seiten eilten Menschen zu Hilfe. Schon von weitem hörten wir durch den rauschenden Regen aufgeregtes Rufen und Schreien. Je mehr wir uns der Gagarinstraße näherten, die zum Fluß führte, desto lauter wurde der Lärm. Ein Motor dröhnte, Äxte schlugen, Frauenstimmen gellten verzweifelt: «Ojemine! O allmächtiger Himmel! Helft uns!» Kläglich brüllten Rinder, quiekten Schweine, heulten Hunde.

All das kam ganz aus der Nähe, aber wie angestrengt ich auch hinstarrte, die Wand aus Regen und Finsternis blieb undurchdringlich.

Da flammten vor mir zwei helle Lichter auf - Scheinwerfer.

Das erste, was ich sah, waren ein Zaun und Wasser. Das Wasser schwappte gegen den Zaun, der hin und her schwankte. Dann tauchte eine Gestalt auf, die bis zum Gürtel im Wasser stand und auf dem Kopf einen Fernseher balancierte. Im Scheinwerferlicht blinkte der regennasse Bildschirm wie ein riesiges, glotzendes Auge. Die Scheinwerferstrahlen stammten von einem Kolchostraktor, einem Belarus, der mit laufendem Motor in einer Seitengasse stand. Die riesigen Hinterräder hatten sich festgefahren, Schlamm spritzte auf.

«Na los, mach schon!» schrie jemand hinterm Traktor. Dort leuchteten die Scheinwerfer eines weiteren Fahrzeuges.

Mehrere Männer schwangen die Äxte – sie zimmerten in aller Eile aus Stämmen ein Floß.

Opa lief gleich zu ihnen, mein Vater zum Traktor und meine Mutter rannte mitten ins Wasser zum nächsten Haus und half den Leuten, die Sachen herauszutragen.

«Bleib du erst mal hier!» rief sie mir noch zu, und dann stand ich auch schon allein da.

Aus der Dunkelheit tauchten, gespenstisch anzusehen, immer wieder Menschen aus dem Wasser auf, die allen möglichen Hausrat schleppten. Hier wurde eine Kuh weggeführt, die nur noch dumpf stöhnte. Dort zog eine alte Frau stolpernd eine Zinkwanne übers Wasser, in der Bündel und Kissen lagen. Dabei rief sie weinend: «O mein Gott! Was ist das bloß! Warum werden wir so bestraft? Alles ist verloren, alles! O mein Gott! O mein Gott!»

«Am schlimmsten ist es unten», hörte ich jemand in der Dunkelheit sagen. «Hrebenjuks, Masnytschenkos und Paschkos sind völlig überschwemmt, die alte Derkatschka bis ans Dach. Und man kommt nicht hin. Die Boote sind abgesoffen. Jetzt hat sich noch der Traktor festgefahren, wir können nicht mal Stämme für Flöße ranschaffen.»

«Was ist bloß in der Welt los! Überall Orkane, Erdbeben, Überschwemmungen, Wasserwirbel. Mal in Amerika, mal in Japan, mal in Holland, mal bei uns im Transkarpatengebiet oder im Kuban... Und jetzt hier...»

Räder knarrten, Pferde schnaubten - Fuhrwerke näherten sich.

«Hier rauf! Los! Legt den Fernseher ins Heu!»

Ich lief hin, um beim Beladen zu helfen. Aus dem Dunkel ertönte

die Stimme des Kolchosvorsitzenden, Iwan Iwanowytsch Schapka: «Fahrt die Sachen zur Schule! Belegt die Schule, den Klub, das Kolchosbüro. Alles ist offen.»

Der Traktor schnaubte und dröhnte, rührte sich aber nicht von der Stelle.

Dort gab mein Vater den Ton an.

«Schalt den ersten ein! Nach links! Nach links! Jetzt den Rückwärtsgang! Und jetzt vorwärts!»

Es war eine schlimme Stelle: Schlamm und Morast auch bei trokkenstem Wetter. Immer blieben dort Fahrzeuge stecken. Und jetzt schwappte der vom Regen völlig aufgeweichte Boden wie Moor.

Plötzlich ertönte in der Ferne, vom Ufer her, das durchdringende Geschrei einer Frau.

«Helft uns! So helft uns doch! O Gott!»

Die Leute ringsum rannten durcheinander. Einer der Männer stürzte einfach ins Wasser. Man rief ihm hinterher: «Wo willst du hin? Was kannst du dort ausrichten? Wir sind doch gleich mit dem Floß fertig.»

Aber der Mann war bereits in der Finsternis verschwunden.

Wütend fiel man über den Traktoristen her. «Was wühlst du so lange im Dreck? Da drüben ertrinken vielleicht Menschen, und du . . . du kommst nicht mit deinem Traktor durch, du Held!»

Sie schrien durcheinander, um ihrer Hilflosigkeit Luft zu machen.

Heiser brüllte der Traktorist zurück: «Was wollt ihr? Hier kommt ihr nicht mal mit 'nem Panzer durch, geschweige denn mit 'nem Trekker, ihr Schlauberger!»

Panzer!... Mit einemmal sah ich das Armeegelände vor mir, den Artilleriepark, die komischen Wagen mit den nach unten gebogenen Vorderteilen – Amphibienfahrzeuge.

Plötzlich fiel mir auch ein, daß ich irgendwo gelesen hatte, wie Soldaten bei Überschwemmungen damit Menschen gerettet hatten.

Da kam mir die Idee!

«Iwan Iwanowytsch! Iwan Iwanowytsch!» schrie ich in die Dunkelheit. Aber der Kolchosvorsitzende antwortete nicht. Ich rief meinen Vater, der gerade den Traktor anschob und von oben bis unten voller Schlamm war, der unter den Hinterrädern hervorspritzte.

«Geh zur Seite! Zur Seite!» keuchte er ärgerlich.

Ach, wozu fragen! Ich durfte keine Sekunde verlieren. Ich mußte selber hinfahren.

Ohne lange zu überlegen, rannte ich nach Hause, holte mein Fahrrad aus dem Schuppen, drückte den Dynamo gegen den Reifen, damit die Lampe brannte, und schwang mich in den Sattel.

War das eine schwere Fahrt! Die Räder sanken immer wieder in den nassen Lehmboden ein. Mehrere Male mußte ich absteigen und schieben. Erst als ich aus dem Dorf war und feste Landstraße unter den Rädern spürte, fuhr es sich ein wenig leichter. Dafür hatte ich nun gegen den Wind anzukämpfen. Einmal konnte ich mich nicht halten, kippte zur Seite, landete mit dem Fuß auf dem Boden, hüpfte eine Weile, bis ich mühsam wieder hochkam. Ein andermal fiel ich ganz in den Dreck. Aber ich gab nicht auf, trat verbissen in die Pedale, starrte angestrengt nach vorne, zum dunklen Waldmassiv, das immer näher kam. Ich suchte den Turm mit dem Fähnchen, konnte ihn aber nicht finden. Voller Schrecken dachte ich: Wenn nun die Soldaten noch draußen sind, bei den Übungen? Was dann? Hoffentlich glauben sie mir, einem Jungen, überhaupt!

Ich hätte den Kolchosvorsitzenden suchen oder jemand von den Erwachsenen mitnehmen sollen. Aber ich mußte ja losrasen wie ein Irrer, ohne zu überlegen, was ich tat.

Ich bereute schon, aber ins Dorf zurückzufahren wäre dumm gewesen. Menschen waren in Not. Jede Sekunde war kostbar.

Da lag auch schon die Kiefernschonung, und dann befand ich mich auf der Holperstraße. Sofort ließ der Wind nach, er pfiff über die buschigen Kronen der schlanken Kiefern hinweg. Nun aber mußte ich ständig auf der Hut sein, um nicht über Wurzelknorren zu fahren. Eine «Acht» konnte ich mir hier nicht leisten. Ohne gesehen zu haben, ob das Fähnchen auf dem Turm gehißt war, raste ich weiter.

Irgendwo in der Nähe, hinter den Eichen, lag auf der Anhöhe der Bunker. Ich fuhr auf die Generalsstraße. Wie etwas Fernes, Vergessenes kam mit einemmal der Gedanke an die Instruktionen im Spalt über der Schießscharte hoch. Die Erinnerung wurde sofort verdrängt durch den Hilferuf der Frau, der mir immer noch in den Ohren gellte, und ich trat noch kräftiger in die Pedale.

Wer sich mal bei Unwetter nachts in einem Wald aufgehalten hat,

wenn der Wind heulend durch die Baumwipfel fährt, wenn die Bäume mit Menschenstimmen stöhnen, wenn alles klopft, pfeift, knarrt, bricht, fällt, umkippt, heult, tobt und durcheinanderwirbelt – der weiß, wie schrecklich das ist.

Aber ich schwöre euch, ich hatte keine Angst. Irgendwo in meinem Innersten kam mir sogar der Gedanke: Warum hast du eigentlich keine Angst? Ich vergaß ihn sofort wieder, denn mein ganzes Streben war nur auf ein Ziel gerichtet. Ich dachte nur an meine Beine, die die Pedale drehten und schon vor Anstrengung schmerzten, an die Straße, an die unzähligen Wurzeln, Löcher, Huckel, die ich zu umfahren hatte.

19. KAPITEL Oberst Sobol. Noch einmal Oberleutnant Paitschadse

Als ich endlich die Lichtung mit dem von Lampen angestrahlten Torbogen und der Schranke erreicht hatte, konnte ich es gar nicht recht fassen, daß ich schon da war.

Der Posten bemerkte mich und rief: «Halt! Was willst du hier?» Ich fuhr dicht an die Schranke heran.

«Ich muß zum Kommandeur... zum obersten Chef. Bitte... Es ist sehr dringend.» Ich zögerte. Sollte ich dem Posten sagen, worum es geht? Aber er entschied sowieso nichts.

«Was ist passiert? Die Leute sind gerade erst von den Übungen zurück, waren drei Tage und Nächte auf den Beinen. Willst du nicht morgen früh wiederkommen?»

«Wir haben Überschwemmung im Dorf», preßte ich hervor.

«Warte. Gleich.» Der Posten lief zu seinem Häuschen und hob den Telefonhörer ab. «Genosse Hauptmann! Hier spricht der Posten am Eingangstor, Gefreiter Jefimow. Bei mir steht ein Junge, der sagt, in ihrem Dorf sei Überschwemmung... Zu Befehl!» Er drehte sich zu mir um. «Sollst in das Zelt da drüben kommen!»

Ich kroch unter der Schranke durch und fuhr zum Zelt. Ein hochgewachsener Offizier mit roter Armbinde trat mir entgegen.

«Was ist passiert?»

Stotternd und stammelnd erzählte ich ihm, daß mehrere Häuser

bis unters Dach im Wasser stünden, die Boote weggetrieben und elektrische Leitungen gerissen, Masten umgekippt seien, daß Traktoren im Schlamm feststeckten und keine Stämme für die Flöße herbeischaffen könnten

«Alles klar», sagte der Hauptmann. «Komm. Dann müssen wir wohl den Oberst wecken. Obwohl er erst vor einer Stunde von der Übung zurückgekehrt ist. Aber da kann man nichts machen, das hier ist wichtig...»

Wir gingen an mehreren Zelten vorbei und blieben vor einem stehen. Der Hauptmann bückte sich und trat ein. Im nächsten Augenblick flammte eine gelbe Lampe auf, und auf der Zeltwand zeichnete sich ein langer, bizarrer Schatten ab.

«Genosse Oberst», hörte ich die Stimme des Hauptmanns. «Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe, aber die Sache ist ernst. In Wassjukiwka ist Überschwemmung. Häuser stehen unter Wasser, die Leute brauchen Hilfe.»

Jemand (anscheinend der Oberst) räusperte sich und sagte in gedehntem, tiefem Baß: «Also... dann... zunächst nur die Offiziere wecken: den Stabschef, den Leiter der Artillerie, die Kommandeure der Mot-Schützen-Bataillone. Die anderen lassen wir schlafen.»

Mir stockte fast der Atem, weil ich glaubte, die Stimme vom Telefon wiedererkannt zu haben.

«Wer hat das mit der Überschwemmung gemeldet?»

«Ein Junge, Genosse Oberst. Er ist mit dem Fahrrad hier.»

«Er soll reinkommen.»

Der Hauptmann trat aus dem Zelt. «Der Oberst will dich sprechen.»

Ich ging hinein. Auf einem schmalen Eisenbett saß ein stämmiger Mann mit Halbglatze und zog sich die Stiefel an. Die Hose hatte er schon an, war aber noch im Unterhemd. Mir fiel auf, daß zwar das tiefgebräunte Gesicht voller Falten und Runzeln und von grauen Schläfen umrahmt war, der Körper aber glatt und jugendlich aussah mit kräftigen, gerundeten Muskeln und einem festen, starken Nacken wie bei einem Ringkämpfer. Man könnte meinen, der Kopf gehöre gar nicht zum Körper.

«Guten Tag», sagte ich.

«Grüß dich. Nimm Platz. Also, dann erzähl mal, was bei euch los ist.»

Ich setzte mich auf eine Bank am Tisch und berichtete.

Während ich sprach, streifte er sich die Uniformbluse über, die auf einem Stuhl neben dem Bettt hing. Sie hatte die Schulterklappen eines Obersten und mehrere Ordensbandreihen auf der Brust.

Ich war noch nicht fertig mit dem Bericht, als bereits die ersten Offiziere eintraten und leise grüßten. Ohne mich zu unterbrechen, hieß der Oberst sie auf den Bänken um den Tisch Platz nehmen. Sie setzten sich schweigend.

Oberleutnant Paitschadse kam herein, und hob erstaunt die Brauen – er hatte mich erkannt. Er lächelte kaum merklich; als er jedoch zuhörte, verfinsterte sich seine Miene.

Dann war ich fertig.

Der Oberst warf einen Blick in die Runde.

«Alle da?»

«Ja, Genosse Oberst», antwortete der hochgewachsene Hauptmann.

Der Oberst ging zum Tisch, holte eine Karte hervor und breitete sie aus.

«Also, Genossen Offiziere! Wer noch nicht begriffen hat, dem erklär ich's noch einmal: In Wassjukiwka ist Überschwemmung, der Fluß ist über die Ufer getreten, hat den Deich durchbrochen, Häuser unter Wasser gesetzt. Vieh sowie Hab und Gut sind in Gefahr. Die Bevölkerung muß evakuiert werden. Hier am Fluß liegt der am stärksten betroffene Teil des Dorfes. Zugänge von hier, hier und hier...»

Der Oberst und die Offiziere beugten sich über die Karte.

Was trödeln sie so rum? dachte ich ärgerlich. Statt sofort Alarm zu schlagen, sich in die Fahrzeuge zu schmeißen und ins Dorf zu rasen, führen sie erst lange Beratungen durch. Und im Dorf sind derweil vielleicht schon Menschen ertrunken.

Erst später wurde mir klar, daß für die Beratung nur wenige Minuten draufgegangen waren. Ich begriff, daß schnelles Handeln nicht immer Hast und Hektik bedeutet.

«Also», schloß der Oberst. «An der Operation beteiligen sich die Schützenpanzerwagen, das erste und zweite Mot.-Schützen-Bataillon,

drei Artilleriezugmaschinen. Wir handeln je nach Umständen. Kein Alarm im Lager. Die Leute leise wecken, damit die anderen nicht gestört werden. Abmarsch um . . .» Er sah auf seine Uhr, in diesem Moment klingelte das Telefon auf seinem Tisch. Der Oberst nahm den Hörer ab.

«Oberst Sobol am Apparat ... Ah ... Guten Tag ... Guten Tag, Genosse Schewtschenko ... Ja ... Wir wissen schon ... In fünf Minuten marschieren wir ab ... Woher wir das wissen? ... Von ...» Er drehte sich lächelnd zu mir um, legte die Hand auf die Hörmuschel und fragte leise: «Wie heißt du? Der Sekretär des Kreiskomitees ist am Apparat ...»

«Jawa . . . », stotterte ich. «Jawa Ren.»

«Von Jawa Ren. Sie kennen ihn? Ja... ja... Gut, sag ich ihm. Also, in fünf Minuten rücken wir aus, Genosse Schewtschenko. Seien Sie unbesorgt, wir tun alles, was in unseren Kräften steht. Auf Wiedersehen.» Der Oberst legte den Hörer auf, sah noch einmal zur Uhr. «Abmarsch in... vier Minuten, also um zwei Uhr vierzehn. Weggetreten!»

In Sekundenschnelle war das Zelt leer.

«Der Sekretär des Kreiskomitees dankt dir für deine Initiative. Er kennt dich also.»

Ich errötete und senkte den Blick. «Er kennt mich durch meine Mutter. Sie ist Abgeordnete.»

Der Oberst warf ein langes, fast bis zu den Fersen reichendes ärmelloses grünes Cape über, und wir traten ins Freie.

Aus den Zelten stürzten Soldaten, sie knöpften sich im Laufen die Uniformblusen zu und rannten zum Artilleriepark. Außer dem Stiefeltrappeln war kein Laut zu hören.

Im Park wurden die Fahrzeuge angelassen. Als wir hinkamen, ratterte schon eins nach dem anderen auf die Straße. Die Schützenpańzerwagen und Zugmaschinen überholend, raste ein kleiner, blitzsauberer Geländewagen vor zur Spitze des Zuges und bremste scharf neben uns. Auf den Rücksitzen saßen drei Offiziere. Frei war nur der Platz neben dem Fahrer.

Der Oberst dachte kurz nach.

«Tja, mitsamt Fahrrad passen wir natürlich nicht rein.»

«Genosse Oberst, ich nehm den Jungen mit auf mein Fahrzeug, wir

sind nämlich alte Freunde», hörte ich die Stimme von Oberleutnant Paitschadse.

«Ah! Gut!»

Kaum ausgesprochen, hatte Paitschadse sich schon mein Fahrrad geschnappt, rannte damit nach vorne und rief mir zu: «Komm mit!»

Ich folgte ihm.

Paitschadse lief zu einem Amphibienfahrzeug, reichte meinen «Rappen» nach oben, schwang sich selber hinauf und war hinter der Bordkante verschwunden. Ich machte ein paar hilflose Versuche, hinaufzukommen, stieß aber überall auf nasse, glatte Panzerung. Verzweiflung packte mich. Der Motor heulte auf, das Fahrzeug zitterte, gleich würde es losfahren, und ich rutschte immer wieder ab wie ein Frosch im Glas. Ich wollte schon losschreien, als ich von oben eine Stimme hörte: «Gib mir deine Hand, ja!» Es war Oberleutnant Paitschadse.

Wie eine Feder schnellte ich hoch, flog in das Fahrzeug, und schon setzte es sich in Bewegung. Meine Verzweiflung machte einer freudig erregten Stimmung Platz. Zum erstenmal im Leben saß ich auf einem Amphibienfahrzeug! Ob je einer von den Jungen mit so was gefahren ist! dachte ich. Kaum. Die werden vor Neid platzen, wenn ich es erzähle. Ach, das ist ein Maschinchen! Vielleicht ist es sogar ein Geheimfahrzeug. Bestimmt!

Meine Brust schwoll vor Stolz und Freude. Wenn mich jetzt einer von den Jungen sehen könnte! Sonst glauben sie es mir vielleicht gar nicht.

Plötzlich fiel mir wieder ein, wohin ich fuhr. Du Schuft! rügte ich mich. Im Dorf ist sonstwas los, und du denkst bloß daran, daß dich ja einer sehen möge...

Aber Freude und Stolz schwanden nicht. Ich stand neben dem Fahrer, sah die beleuchteten Armaturen, die vielen Uhren und zitternden Zeiger vor mir, blickte durch die Glasscheibe auf die Straße, die von mächtigen Scheinwerfern ausgeleuchtet wurde, auf den Geländewagen vor uns, der in den Schlaglöchern auf und ab federte, und mir schien, als würde ich in einen richtigen Kampf gegen einen Feind ziehen.

Wir hatten den Bunker hinter uns gelassen und fuhren in vollem

Tempo über die Holperstraße. Im Nu hatten wir auch sie überwunden, und dann lag das freie Feld vor uns und dahinter bereits unser Dorf... Wieder hatte ich das Gefühl, als drängen wir in das vom Feind besetzte Heimatdorf ein. Mich packte so ein Kampfeseifer, daß ich vor Ungeduld zu hüpfen begann. Die Fahrzeuge brausten ins Dorf und bogen direkt in die Gagarinstraße ein.

Im Scheinwerferlicht konnte ich schon von weitem die Menschen erkennen, die sich am Floß zu schaffen machten, den Traktor, der immer noch in der Seitengasse stand, die Fuhrwerke, auf die die Leute ihr nasses Hab und Gut luden. Alles war so wie vorhin. War so wenig Zeit vergangen? Mir kam sie vor wie eine Ewigkeit.

Der Geländewagen des Obersten fuhr zu einer Gruppe von Leuten und hielt an. Die ganze Kolonne stoppte.

Der Oberst und die Offiziere stiegen aus. Oberleutnant Paitschadse sprang ebenfalls zu Boden und lief zu ihnen. Sofort gesellten sich auch der Kolchosvorsitzende Iwan Iwanowytsch Schapka, der Gemeinderatssekretär Chalabuda, der Schuldirektor Mykola Pawlowytsch, der Zootechniker Iwan Swyrydowytsch, kurz, unsere gesamte Dorfführung dazu und redete aufgeregt auf die Offiziere ein. Worte konnte ich nicht verstehen, weil die Fahrzeuge mit angelassenen Motoren standen.

Ich verharrte reglos und gespannt. Mein einziger Gedanke war: Bitte, bitte, laßt mich hier draufbleiben! Ich hielt den Blick gesenkt, um ja nicht denen des Oberleutnants, des Fahrers oder der Soldaten (es waren fünf) zu begegnen. An den nassen, kalten Griff geklammert, starrte ich angestrengt auf die Männer, die den Oberst umringten. Von ihm, so schien mir, würde die Entscheidung abhängen. Er redete bereits eindringlich auf seine Offiziere ein, wies mit der Hand mal dahin, mal dorthin, sicher verteilte er Aufträge.

Dann rannten die Offiziere zu ihren Fahrzeugen. Paitschadse kletterte hinauf und sagte zum Fahrer: «Ans Ende der Straße, ja, bis zum letzten Haus!»

Ich äugte zu Paitschadse und erstarrte: Unsere Blicke trafen sich. Ich sah zu Boden. Gleich würde er sagen: «Spring ab!» Ihn zu betteln, er möge mich oben behalten, ging nicht.

Statt dessen sagte Paitschadse: «Los!», der Fahrer wendete, und wir rollten direkt aufs Wasser zu.

«Aber sitz still und rühr dich nicht!» hörte ich Paitschadses Stimme über mir.

Ich seufzte erleichtert auf und warf ihm einen dankbaren Blick zu. Aber er blickte nach vorne. Der Fahrer schaltete den obersten Scheinwerfer ein, der sich weit in die Dunkelheit bohrte. Wohin auch das Auge reichte – überall Wasser, brodelndes, dunkles, schmutziges Wasser! Die Wellen schwappten bereits gegen die Bordkante.

Der Fahrer zog einen Hebel, hinter uns brodelte das Wasser auf, und dann merkte ich, daß wir schwammen.

Die Zäune zu beiden Seiten waren bereits vom Wasser überflutet, und es war schwer zu glauben, daß wir eine Straße entlangschwammen.

20. KAPITEL Die Heldentat des Oberleutnants Paitschadse. Pawluscha taucht unerwartet auf

Die bis zu den Fenstern im Wasser stehenden Häuser boten einen seltsamen Anblick. Sie ähnelten einer Flotte von weißen Schiffen, die nicht zwischen Schilf und Wasserrohr, sondern zwischen bizarren, mit gelben, weißen, roten Früchten besäten Büschen — den Wipfeln der Obstbäume in den überschwemmten Gärten — schwimmen. Die Bäume trugen dieses Jahr gut, und nun glitten Äpfel, Birnen, Kirschen bunt durcheinandergemischt dahin.

Überall auf den Häusern, auf Schuppen, Ställen, Scheunen saßen dichtgedrängt Menschen mit ihrem Hausrat. Ungewöhnlich nahmen sich auf den Dächern Nähmaschinen, Fahrräder oder Lampen aus. In den Fluten trieben Bretter, verschiedene Kleidungsstücke, Körbe, Eimer . . .

Oberleutnant Paitschadse rief den Leuten zu: «Keine Angst, ihr werdet gleich runtergeholt. Seid ganz ruhig!»

Leider durften wir nicht halten. Wir hatten Auftrag, bis zum letzten Haus vorzudringen, wo das Wasser am höchsten stand.

Plötzlich – wir waren noch keine zwei Häuser weitergeschwommen – hörten wir das verzweifelte Schreien einer Frau: «Hilfe! Hilfe! Schnell! Mein Kind ist noch im Haus! Oh, es ertrinkt mir! Helft mir doch!»

Es war das Haus von Paschkos, in dem Petja wohnte, der näselnde Junge aus der dritten Klasse.

Paschkos waren kinderreich, sie hatten elf Jungen und Mädchen. Vier Kinder waren schon erwachsen, der Rest war «Kleingemüse», das sich jetzt auf dem Dach um die Mutter drängte wie Vogeljunge in einem Nest.

Später erzählte die Frau, ihr Mann und die größeren Kinder seien gerade am Abend zuvor nach Kiew gefahren, um den mittleren Sohn in einer Fachschule unterzubringen. So mußte die Mutter ganz allein ihre Kinder vor der Überschwemmung retten.

In all der Hast und Eile hatte sie es nicht geschafft, ihren fünfjährigen Aljoschka aus dem Haus zu bringen, der sich vor Angst auf dem Ofen verkrochen hatte. Inzwischen stand das Wasser schon in Fensterhöhe.

«Hilfe! So helft mir doch! Rettet mein Kind! Gute Leute, helft mir!»

Oberleutnant Paitschadse zögerte keine Sekunde.

«Dreh um!» befahl er dem Fahrer. Gleich darauf waren wir am Haus der Paschkos.

«Macht, was ihr wollt, reißt das Haus ein, aber rettet mir meinen Jungen! Helft mir, gute Leute!» schrie die Frau.

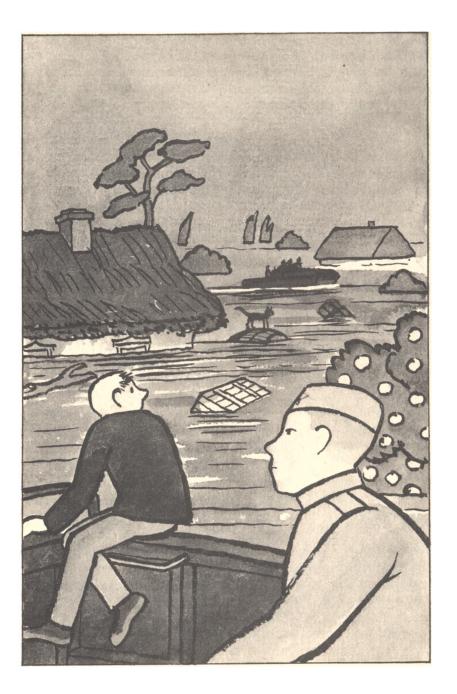
Paitschadse zog die Stiefel aus und sprang auf die Bordkante des Amphibienfahrzeuges.

«Den Scheinwerfer aufs Fenster!» rief er und sprang ins Wasser.

Sofort richtete sich ein gleißender Lichtstrahl auf die Hauswand, wo gerade noch die obere Scheibe des Fensters herausguckte. Dort erschien Paitschadses Kopf, verschwand im Wasser und tauchte wieder auf: Er hatte das Fenster mit den Füßen eingetreten. Dann war er verschwunden.

Es gibt den Ausdruck «Die Zeit blieb stehen». Früher hatte ich ihn nicht verstanden. Jetzt begriff ich ihn. Es gibt wirklich Minuten, in denen die Zeit stillzustehen scheint, in denen einem scheinbar Atem und Herzschlag stocken und man nicht merkt, ob eine Sekunde oder eine Stunde vergangen ist. Nichts ist in einem als unheimliches Warten.

Und dann lief die Uhr weiter. Am Fenster tauchten zwei Köpfe auf – Paitschadse und Aljoschka, prustend, also lebendig. Vor Freude



schrie ich laut auf und mit mir die Mutter, all ihre Kinder und die Soldaten. Im nächsten Moment hatten kräftige Hände den Jungen hochgehoben und reichten ihn der Mutter aufs Dach. Auch Paitschadse wurde ins Fahrzeug gezogen. Das alles ging so schnell und einfach vor sich, daß es gar nichts weiter dazu zu sagen gibt.

Die Frau umarmte den kleinen Aljoschka, drückte ihn an sich, küßte ihn und war so damit beschäftigt, daß sie sich gar nicht mehr beim Oberleutnant bedanken konnte. Wir schwammen schon weiter. Paitschadse rief nur noch: «Ihr werdet gleich runtergeholt.»

Und da kam auch schon das nächste Fahrzeug.

Jetzt begriff ich das eiserne Gesetz der Armee: «Befehl ist Befehl.» Die erste Pflicht des Soldaten ist, einen Befehl auszuführen. Paitschadse hatte soeben eine Heldentat vollbracht, er hatte ein Kind gerettet, hatte dabei sein Leben aufs Spiel gesetzt (er hatte tatsächlich Blut an den Händen und im Gesicht, wahrscheinlich hatte er sich an der Fensterscheibe geschnitten), aber er dachte nicht mehr daran, er eilte weiter, um den Befehl auszuführen, der darin bestand, bis zum letzten Haus vorzudringen. Er fühlte sich geradezu schuldig, daß er durch die Rettungstat aufgehalten wurde, und bemühte sich, die versäumte Zeit aufzuholen.

Voller Bewunderung blickte ich zu Paitschadse auf, der jungenhaft auf einem Bein tanzte, um sich das Wasser aus dem Ohr zu schütteln. Erst jetzt konnte ich ihn richtig betrachten. Obwohl er einen Schnauzbart trug, war er noch ganz jung, und abstehende Ohren hatte er wie Pawluscha. Überhaupt erinnerte er mich irgendwie an ihn. Wo mag der jetzt stecken? dachte ich. Was mag er tun? Ich fuhr unwillkürlich zusammen, denn in diesem Moment tauchte er wirklich vor mir auf. Unglaublich! Aber das ist mir schon öfter passiert. Ich brauche zum Beispiel auf der Straße nur jemanden zu sehen, der einem Freund oder Bekannten ähnlich ist, oder an ihn zu denken — garantiert treffe ich ihn daraufhin selbst.

Als ich Pawluscha sah, fuhr ich zwar vor Überraschung zusammen, wunderte mich aber eigentlich gar nicht. In meinem Innersten hatte ich schon gespürt, daß ich ihm begegnen würde.

Zuerst bemerkte ich nur ein Boot, das uns von den dichten Uferweiden entgegenschwamm. Erst dann erkannte ich die Gestalt, die im Boot kniend vorwärtsstakte. Es war Pawluscha. Ich hätte ihn auch im Dunkeln erkannt. Auf dem Boden des Kahns lag das mir nur zu gut bekannte Schlauchboot, das ihm sein Kiewer Onkel im vergangenen Jahr geschenkt hatte. Dieses kleine, schnelle einsitzige Boot, das nicht unterging, auch wenn es umkippte, rief den Neid aller Jungen hervor. Klar, Pawluscha war mit seinem Schlauchboot zu den Weiden gerudert, wo gewöhnlich die Kähne des ganzen Dorfes lagen, fand dort einen Kahn, der wie durch ein Wunder nicht abgetrieben worden war (weil vielleicht die Kette lang und dick gewesen war) und ruderte damit los, um Menschen aufzunehmen. Eine Wucht ist Pawluscha! Was er auch von mir denken mag, wie seine Einstellung zu mir auch sein mag, ich sag die Wahrheit! Pawluscha ist eine Wucht! Ehrlich!

Und ich? Ich fahre gemütlich auf einem Amphibienfahrzeug spazieren. Ein schöner Held bin ich!

Wir schwammen dicht an das letzte Gehöft heran. Es war das Anwesen von Oma Mokryna und bestand aus zwei Häusern, einem alten, baufälligen, mit Stroh gedeckten, und einem neuen, noch im Bau befindlichen massiven Gebäude, dessen frischbearbeitete weiße Dachbalken in der Dunkelheit leuchteten.

Auf dem Dach des alten Hauses saß Oma Mokryna und umklammerte mit beiden Händen den Schornstein. Ihre beiden rundlichen, ältlichen unverheirateten Töchter, mit denen sie zusammen wohnte, standen auf dem Boden des halbfertigen Steinhauses, hielten sich an den Dachbalken fest. Zwischen sich hatten sie ihre rotgescheckte Kuh.

Wir bahnten uns durch die berühmten Apfelbäume der alten Mokryna einen Weg – riesige Deneschta-Äpfel kollerten auf den Boden des Fahrzeuges – und drehten auf dem Hof, so daß wir mit der Spitze an eine Wand stießen.

«Die Kuh, die Kuh zuerst, gute Leute!» rief Oma Mokryna.

Der Fahrer richtete einen Scheinwerfer auf das massive Haus. Wir gingen alle ans Heckteil. Vom Hausboden bis zum Fahrzeug waren es höchstens anderthalb Meter, aber eine Kuh ist nun mal keine Katze, sie kann nicht springen, und am Hals kann man sie nicht packen, um sie hinunterzuziehen.

«Wie habt ihr sie denn da raufgekriegt?» fragte Paitschadse die beiden Töchter der Alten. «Na, über die Bauleiter», dröhnte die eine mit Baßstimme.

«Sie ist weggetrieben», dröhnte die zweite.

«Dann müssen wir wohl mit Stricken ran, Genosse Oberleutnant», sagte einer der Soldaten. Erst jetzt sah ich, daß es Mitja Iwanow war. Na so was! Da saß ich nun schon eine ganze Weile auf dem Fahrzeug und hatte ihn nicht erkannt! Aber es war dunkel hier, und die Soldaten schwiegen die ganze Fahrt über, zu Gesprächen war keiner aufgelegt. Und da war ja auch sein Freund, der lange Pidhaiko!

«Tja, bleibt uns wohl nichts anderes übrig. Ja!» Paitschadse nickte. «Also los!»

Ein Soldat nach dem anderen sprang auf den Dachboden. Ich wollte ihnen nach, aber Paitschadse hielt mich zurück.

«Bleib sitzen, wir machen das schon. Ja. Du störst bloß.»

Das Blut schoß mir in die Wangen. Er hält mich also für einen kleinen Jungen, dachte ich, er will mich schonen, damit mir nichts passiert. Vielleicht hat Pawluscha das sogar gehört! Er hatte nämlich mit seinem Kahn an der Hauswand angelegt und bestaunte das Amphibienfahrzeug aus nächster Nähe.

Die Kuh muhte ängstlich. Die Soldaten hatten bereits Stricke um sie gelegt.

«Vorsichtig! Vorsichtig!» ächzte Oma Mokryna auf ihrem Dach.

«Sei doch still, Mama!» rief eine der Töchter ärgerlich.

«Wir schaffen das schon. Sitz du man friedlich auf deinem Dach», warf die zweite ein. «Hat man denn nie Ruhe vor dir?»

«Da seht ihr, was ich für Kinder hab!» schimpfte Oma Mokryna. «Sie haben keine Achtung vor der eigenen Mutter.»

Plötzlich wurde ihre Stimme hart wie Metall.

«Nun hat der Herrgott seine Strafe auf die Erde geschickt dafür, daß mich meine Kinder so wenig achten! Die Sintflut! Die Sintflut! Die himmlischen Schleusen haben sich geöffnet! Die Sintflut! Da habt ihr's!»

Jetzt übertreibt die Oma aber ein bißchen! dachte ich bei mir. Wenn es wirklich einen Gott gibt, wird er kaum wegen einer alten Frau und ihrer familiären Probleme soviel Energie verschwenden! Das ist doch ziemlich unrationell. Dann würde er sich was Bescheideneres einfallen lassen. Warum sollen wegen einer alten Frau so viele Menschen leiden?

«Halt doch gefälligst deinen Mund, Mama!»

«Es reicht uns schon so, und jetzt fängst du auch noch an zu geifern!» schrien die Töchter.

Oma Mokryna verstummte und stöhnte nur leise vor sich hin.

Sie tat mir leid, ihre Töchter benahmen sich ekelhaft gegen sie. Mochte sie sein, wie sie wollte! Wenn ich mit meiner Mutter so reden würde, würde ich mir selber die Zunge ausreißen!

Vielleicht glaubt Oma Mokryna auch deshalb an den lieben Gott, weil sie solche Kinder hat.

«Und niemanden hab ich, dem ich mich anvertrauen kann, der mich in Schutz nimmt», jammerte Oma Mokryna. Plötzlich schrie sie auf: «O jemine! Ich hab sie vergessen! Hinter der Ikone! O mein Gott!»

Sie wimmerte und schniefte durch die Nase wie ein kleines Kind. Keiner achtete mehr auf sie.

Auf dem Steinhaus ging es lärmend zu: Ächzen, Getrappel, Gerenne, Geschiebe... Immer wieder waren Rufe zu hören: «Hierher!» – «Na los!» – «Zieh schon!» – «Halt fest!» – «Laß los!» Die mit Stricken umwickelte Kuh war nicht zu bewegen, den Dachboden zu verlassen.

«Sie sind verloren. Sie sind verloren! O mein Gott!» jammerte Oma Mokryna.

21. KAPITEL

Ich tauche ins überflutete Haus. Aug in Aug mit dem Herrgott. In der Falle

Der Entschluß kam ganz plötzlich. Ich zögerte nur eine Sekunde lang, dann warf ich Wattejacke und Stiefel ab. Mit einem Sprung über die Bordkante zu hechten, wie es Oberleutnant Paitschadse getan hatte, gelang mir nicht. Ich sprang hoch, hing, die Beine in der Luft, mit dem Bauch auf der Kante, warf das eine Bein auf die andere Seite und ließ mich lautlos ins Wasser fallen. Mit wenigen Stößen war ich am Fenster. Die Ikone mußte gleich rechts in der Ecke am Fenster sein. Hauptsache, ich kann die Scheibe rausdrücken, ohne mich zu schneiden, dachte ich.

Das Haus lag fast bis zum Dach unter Wasser, nur der Rand der geschnitzten Fensterverkleidung ragte heraus. Ich hielt mich daran fest und schob die Hand tastend ins Wasser: Die Scheiben waren zum Glück schon herausgeschlagen. Ich sah mich nach Pawluschas Boot um. Schade, er wird mich wohl nicht sehen! Na, macht nichts, dann entdeckt er mich, wenn ich wieder hochkomme und Oma Mokryna das Zeug reiche, das hinter der Ikone liegen soll.

Ich holte tief Luft und tauchte.

Als ich durchs Fenster schwamm, klemmte ich meinen Fuß irgendwo ein und dachte schon, ich könne nicht weiter. Aber ich rüttelte mit aller Kraft und kam frei. Ich ruderte mit den Armen und tauchte in der Stube an die Oberfläche. Die Ikone in der Ecke fiel mir sofort auf, weil vor ihr ein Lämpchen brannte. In zwei, drei Stößen war ich dort, schob die Hand hinter die Ikone, ertastete ein kleines längliches Päckchen, nahm es an mich und schwamm zurück zum Fenster. Als ich tauchte, stieß ich plötzlich mit dem Kopf gegen etwas Festes und kam nicht weiter. Hastig begann ich mit den Händen einen Durchgang zu suchen. Das Fenster war verbarrikadiert. Mir wurde die Luft knapp, und ich kam an die Oberfläche. Noch einmal tauchte ich und versuchte, den schweren Gegenstand wegzuschieben, es gelang mir nicht. Vielleicht hatte er sich im Wasser gelöst, als ich meinen Fuß eingeklemmt hatte, oder war angeschwemmt worden, ich weiß es nicht. Durch die halboffene Zimmertür schwamm ich in den Flur und zur Haustür - sie war verschlossen und obendrein noch mit Balken verrammelt; wahrscheinlich wollte Oma Mokrvna sich so vor dem Wasser schützen. Ich schwamm zurück ins Zimmer. Das zweite Fenster war von einem Schrank verstellt. Mehr Fenster gab es nicht. Das Haus war alt, klein und unbequem.

Die nasse Kleidung zog nach unten, ich konnte mich nur mit Mühe über Wasser halten; außerdem machten sich mit einemmal die Anstrengungen der Blitztour zum Armeelager bemerkbar. Ich griff nach dem Kabel der Deckenlampe wie nach einem rettenden Strohhalm und japste nach Luft.

Auf einmal wurde mir der ganze Schrecken meiner Situation bewußt. Ich hing an einem Kabel dicht unter der Decke in einem überfluteten Haus, in dem das Wasser beim flackernden Licht des Ikonenlämpchens immer höher stieg, ja, bereits kleine Wellen am Lämpchen leckten. Wie kam es überhaupt, daß dieses kleine Licht durch die tobenden Naturgewalten nicht erloschen war? Das grenzte ja fast an ein Wunder! Oder... war es ein Wunder? Ich betrachtete die Ikone zum erstenmal richtig und sah... den lieben Gott. Er schaute mich aus seiner Ecke mit großen dunklen Augen ruhig und ernst an. Es schien fast, als stünde er bis zur Brust im Wasser, das nur deswegen so wogte, weil er atmete.

Das war so unheimlich, daß sich mir die Haare sträubten.

Die geheimnisvollen Worte des Popen «Dunkles Wasser in den Wolken...» fielen mir wieder ein. Ich hatte sie damals nicht verstanden, obwohl ich einen Vorwurf in der Stimme des Popen zu hören glaubte. Auch an Oma Mokrynas Verwünschungen mußte ich denken. Dunkles Wasser... Da war es nun, das Wasser...

Gibt es also doch einen lieben Gott, und er bestraft mich jetzt? dachte ich voller Angst. Gleich geht's mit mir zu Ende, denn keiner weiß, daß ich ins Haus getaucht bin. Das Wasser wird die Decke erreichen, ich muß hinunter, bekomme keine Luft mehr, und aus ist's mit mir . . .

Aber ich will nicht sterben! Ich will leben! Ich will Fahrrad fahren, Fußball spielen, Eis esseń... Ich schwamm zum Fenster, tauchte unter und rüttelte verzweifelt, mit aller Kraft am Rahmen, bis mir die Lunge zu platzen schien. Ich stieß nach oben. Mit aufgerissenen Augen konnte ich gerade noch erkennen, wie das Lämpchen ein letztes Mal aufflackerte und erlosch. Durch mein Tauchen hatten sich kleine Wellen erhoben, die das Licht löschten. Undurchdringliche Finsternis umgab mich. Ich strampelte im Wasser wie ein blindes Kätzchen. Meine Kräfte ließen immer mehr nach. Schon schluckte ich Wasser und begann zu husten. Grenzenloses Entsetzen erfaßte mich. Sollte das das Ende sein? Ich will nicht! Nein... neiiin!... Ich schrie. Aber es war nur ein unterdrücktes schwaches Schreien, wie man es bei einem Schlafenden hört, der von einem Alptraum gequält wird. Ist das vielleicht alles nur ein Traum? Gleich wache ich auf, sehe die Sonne ins Fenster scheinen und höre...

22. KAPITEL

«Gib mir deine Hand!» Wir sind wieder zusammen. Was hinter der Ikone lag

«Jawa! Jawa! Wo bist du? Jawa!»

Das ist doch Pawluschas Stimme!

Zuerst schien mir, als träume ich. Doch dann sah ich einen schmalen Lichtstrahl, der im Flur durch die Decke drang. Ach, da war ja eine Luke zum Boden! Warum war ich bloß nicht früher daraufgekommen! Mit letzter Kraft tauchte ich in den Flur.

Ein Lichtstrahl blendete mich, ich hörte nur Pawluschas Stimme. «Gib mir deine Hand! Schnell!»

Mühevoll hob ich die Hand aus dem Wasser und spürte, wie jemand sie fest ergriff. Nun konnte ich aufatmen. Ich keuchte wie eine Dampflok, schaufelte die Luft geradezu in mich hinein, gierig, unersättlich...

Stumm drückte Pawluscha meine Hand. Ich erwiderte seinen Druck. Einen festeren, glühenderen Händedruck hat es in meinem Leben bisher nicht gegeben.

Als ich etwas verschnauft hatte und die Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, blickte ich mich um. Es gab keine Leiter zum Boden, wahrscheinlich war sie vom Wasser weggeschwemmt worden, oder Oma Mokryna hatte sie woandershin gestellt. Alleine wäre ich nie hier rausgekommen! Pawluscha versuchte, mich nach oben zu ziehen, aber ich war so geschwächt, daß ich immer wieder ins Wasser zurückfiel.

«Macht nichts, immer mit der Ruhe! Das haben wir gleich! Noch ein bißchen! So! Ja! So!» redete Pawluscha mir gut zu und krächzte vor Anstrengung. Es dauerte eine ganze Weile, bis er mich endlich aus dem Wasser gehievt hatte und ich wie ein Sack zu Boden plumpste.

Eine Weile lagen wir keuchend nebeneinander und verschnauften. Dann legte ich ihm die Hand auf die Schulter und stammelte: «Danke, Alter!... Ich dachte schon... es wär aus mit mir... Es hatte mich ganz schön erwischt.»

«Ich hab dich tauchen sehen», sagte Pawluscha, «und dann warst du weg. Hoffentlich ist ihm nichts passiert, dachte ich und bin auf den Boden...» Pawluscha verstummte für einen Moment. «Weißt du, als ich sah, wie du tauchst, hab ich einen Schreck gekriegt. Ich hatte gerade an dich gedacht... wo du gerade seist und so... Und auf einmal warst du wirklich da... Ich hatte dich gesucht, weißt du... dachte, daß wir zusammen mit dem Boot... Und nun warst du hier...»

Ich lachte. Vielleicht wunderte er sich darüber, denn er hatte ja gar nichts Komisches geäußert. Ich lachte vor lauter Freude. Er hatte mich gesucht! Mein lieber, guter Pawluscha! Wie konnte ich bloß denken, daß wir für immer Feinde sind? Unmöglich. Es ist doch Pawluscha, mein bester Freund!

Nein, er wunderte sich gar nicht, er lachte plötzlich mit, weil er begriffen hatte.

So lagen wir da und wollten uns schier ausschütten.

Obwohl Hose und Hemd naß und kalt an meinem Körper klebten, war mir wohl und warm wie nie.

Wie schön ist es auf Erden, wenn dich dein Freund vor dem Ertrinken gerettet hat!

Pawluscha, du bist der Beste! Ich verzeihe dir deinen Verrat, deine Malerei, deine Beleidigungen, verzeihe dir, daß du die Hrebenjutschka verteidigt hast, nachdem ich sie mit Erdklumpen beworfen hatte, verzeihe dir, daß du nicht farbenblind bist . . . Alles verzeih ich dir! Denn es ist nicht deine, sondern ihre Schuld . . . Schon gut, laß dich ruhig von ihr verhexen, küßt euch, soviel ihr wollt, ich guck einfach weg. Ich weiß, daß es in der ganzen Welt keinen besseren Freund gibt als dich. Ich würde dir auf der Stelle einen Kuß geben, aber das geht nicht. Es ist nicht üblich, daß Jungen sich küssen. Nur erwachsene Freunde tun das.

Verstehst du, was ich denke? Bestimmt. Ich spür's daran, wie du lachst, ja, sogar, wie du atmest. So gut wie ich kennt dich kein anderer, nicht mal deine Mutter.

Dann hatten wir uns ausgelacht, und Pawluscha sagte: «Also, alle Achtung! Ich weiß nicht, ob ich den Mut gehabt hätte, so einfach durch das Fenster zu tauchen. Die Chancen, da lebend rauszukommen, stehen doch eins zu hundert! War das überhaupt so wichtig? Was hatte sie denn hinter der Ikone versteckt? Doch höchstens Geld, um das es nicht lohnt, sich einen Kopf zu machen, stimmt's?»

Ach je! Ich hatte das längliche Päckchen in meiner Hosentasche vergessen! Ich prüfte nach — es war noch da! Bevor ich mich am Lampenkabel festhielt, hatte ich es in die Tasche gesteckt und sie zugeknöpft, damit es nicht rausrutschte. Ich durfte es doch nicht verlieren, wenn ich mich schon deshalb hier hereingewagt hatte.

Oje! dachte ich. Vielleicht sind die Geldscheine schon völlig aufgeweicht. Ich muß gleich mal nachsehen. Ich knöpfte die Tasche auf und zog das Päckchen behutsam heraus.

«Hast du das Zeug etwa geholt?» rief Pawluscha erstaunt aus. Er war sicher gewesen, daß ich es nicht geschafft hatte, und hatte mich trösten wollen. Vor Freude und Stolz schoß mir das Blut in den Kopf. Ein schöneres Lob als Pawluschas Staunen konnte ich mir nicht wünschen. Schon allein deswegen hatte es sich gelohnt, ins Haus zu tauchen und das Päckchen zu holen.

Natürlich durfte ich nicht zeigen, wie angenehm mir das war, und so winkte ich einfach ab. «Ach was!»

«Leuchte doch mal», bat ich Pawluscha und begann die feuchte, weiche Hülle aus Zeitungspapier zu entfernen. Vor uns lagen ein paar zusammengefaltete, mit Kopierstift beschriebene Blätter. Ich beugte mich darüber und las: «... wieder im Kampf. Paß auf Dich und unsere Töchter auf! Ich küsse Dich. Mychailo...»

Ich sah Pawluscha an. Er hatte auch schon gelesen und schüttelte den Kopf.

Es waren Briefe, typische Feldpostbriefe im Dreieckformat. Briefe von Oma Mokrynas Mann, der am 9. Mai 1945, dem letzten Tag des Krieges, bei der Befreiung von Prag gefallen war. Viele Jahre waren seitdem vergangen, aber immer noch gedachte man im Dorf dieses ungewöhnlichen und, wie mein Opa sagt, unglückseligen Todes von Mychailo Derkatsch. Man erzählte, er sei stets fröhlich und zu Scherzen bereit gewesen. Und ein leidenschaftlicher Gärtner. Er hatte den reichen Obstgarten des Hauses noch vor dem Kriege angelegt, ohne je von den Früchten der Bäume gekostet zu haben.

All das — daß ich fast ertrunken wäre, als ich die Frontbriefe von Onkel Mychailo retten wollte, daß dort draußen Soldaten Menschen, Vieh und Hab und Gut retteten — all das gewann für mich mit einemmal eine besondere Bedeutung. Mir schien, als gehöre ich selber der Armee an, als nehme ich teil an einer echten militärischen Operation

und habe etwas geleistet, was eines Soldaten würdig ist, und ich war stolz und froh.

Ich bereute kein bißchen, daß ich getaucht war, um diese Briefe zu retten. Mir tat auf einmal die alte, unglückliche Oma Mokryna leid, die jammernd auf dem Dach hockte und sicher war, daß die Briefe ihres Mannes verloren seien, und sich vorwarf, daß sie sie vergessen hatte.

Mir tat auch leid, daß sie an Gott glaubte und sich vorstellte, er sei gut und gerecht, während er sie mit der Überschwemmung doch mehr als alle anderen bestraft, solche Ungläubigen aber wie Opa Salymon gänzlich verschont hatte. Wo blieb die Gerechtigkeit?

Pawluscha ist stärker gewesen als der liebe Gott, dachte ich. Denn nicht der hat mich gerettet, sondern Pawluscha. Auf einen Freund ist mehr Verlaß als auf den lieben Gott.

Bloß gut, daß Onkel Mychailo die Briefe mit Kopierstift geschrieben hat. Hätte er sie mit Tinte geschrieben, wäre alles zerlaufen.

«Komm, ich möchte sie ihr gleich geben», sagte ich.

Wir erhoben uns.

«Ich bin hier durch das Bodenfenster geklettert», erzählte Pawluscha. «Aber auf dem nassen Dach kommst du nicht nach oben.»

Pawluscha leuchtete die mit allem möglichen Kram vollgestellten und spinnwebenüberzogenen Ecken der Bodenkammer ab. Hinter dem Schornstein entdeckten wir eine Leiter und im Dach ein Loch, durch das wahrscheinlich Oma Mokryna nach draußen gekrochen war.

«Kletter du hoch, ich leuchte», schlug Pawluscha vor.

«Nein, zusammen», sagte ich. Ich wollte mich keine Sekunde von ihm trennen.

«Na, los!» Er sträubte sich nicht. «Aber du gehst vor. Weil du die Briefe hast.»

Ich stieg als erster die Leiter hinauf, Pawluscha folgte mir mit der Taschenlampe in der Hand.

Als ich aus der Dachluke stieg, fuhr Oma Mokryna erschrocken zurück, bekreuzigte sich hastig und murmelte: «Heilig! Heilig! Heilig!» Anscheinend glaubte sie, ein Geist tauche vor ihr auf.

«Keine Angst, Oma, ich bin's bloß!» beruhigte ich sie und hielt ihr die Briefe hin. «Hier, für Sie!»

Sie nahm sie nicht sofort. Erst als sie das Päckchen mit der Hand berührte, begriff sie und hielt es dicht an die Augen.

«O mein Gott! O mein Gott!» rief sie und weinte von neuem los. «Junge, wie hast du das bloß gemacht? O mein Gott!»

Sie rief mit so klagender Stimme, daß sich mir das Herz zusammenkrampfte.

Von unten ertönte indessen eine Stimme.

«So, Oma, jetzt sind Sie dran!»

Ich sah hinunter. Über eine Leiter, die vom Amphibienfahrzeug aufs Dach führte, stieg Mitja Iwanow zu uns. Die Kuh war bereits auf dem Fahrzeug, auch die beiden Töchter.

Es dämmerte schon. Der Regen hatte aufgehört. Über den Häusern und Bäumen lag Nebel. In dem weißen Dunst sah alles noch unheimlicher aus.

Plötzlich spürte ich, wie kalt mir war, wie steif meine Beine waren in den nassen Hosen, wie mir die Hände zitterten. Die Brust schmerzte vor Kälte.

Meine Jacke lag im Fahrzeug. Wenn ich sie jetzt anziehen könnte! dachte ich. Aber was soll aus Pawluscha werden? Anscheinend ist alles verstaut, nur noch Oma Mokryna muß vom Dach geholt werden, und dann werden sie losschwimmen. Pawluscha aber hat sein Boot, und das wird er nicht zurücklassen. Das Amphibienfahrzeug ist voll; außer der Kuh, einem Ferkel und den Hühnern sind noch soviel Bündel, Koffer, Kisten drauf...

Mitja Iwanow half Oma Mokryna behutsam über die Leiter ins Amphibienfahrzeug.

«Wo ist der Junge? He, wo ist der Junge?» hörte ich plötzlich die aufgeregte Stimme von Oberleutnant Paitschadse.

Ich mußte antworten.

«Hier bin ich!» rief ich mit scheinbar unbekümmerter Stimme. «Ich fahr in Pawluschas Boot mit.»

Erst als ich das ausgesprochen hatte, wurde mir bewußt, daß ich mir damit selber den Weg zu meiner Jacke abgeschnitten hatte. Aber vielleicht finde ich sie auch gar nicht unter alldem Kram, redete ich mir zu und stieg, um gar keine Zweifel aufkommen zu lassen, sofort wieder hinab auf den Dachboden.

23. KAPITEL

In Hrebenjuks Haus. Au, mein Fuß! Ruhmloser Abgang. Alles dreht sich vor meinen Augen

Wir kletterten durchs Bodenfenster ins Freie und ließen uns ins Boot hinunter.

«Ich m-m-möchte r-r-rudern, ich f-f-frie-re ein b-b-bißchen», stotterte ich.

«Warte», sagte Pawluscha und zog seinen Anorak aus.

«Nein, nein», protestierte ich.

Er ließ sich nicht davon abbringen.

«Zieh den sofort an», befahl er.

«N-n-na g-g-gut, ein b-b-bißchen . . . d-d-dann kriegst d-d-du ihn w-w-wieder.»

Ich zog den Reißverschluß bis zum Kinn hoch und packte das Ruder. Bereits nach wenigen Schlägen spürte ich, wie sich Arme und Beine erwärmten. Ich ruderte im Stehen, so daß der ganze Körper in Bewegung war. Mir schien, als sause das Boot wie eine Rakete dahin. Aber ich war noch nicht mal aus dem Garten heraus, als das schwerbeladene Amphibienfahrzeug gemächlich vorbeischwamm, uns das Heckteil zukehrte, aus dem melancholisch die Kuh glotzte, und hinter den Baumwipfeln in der Dunkelheit verschwand.

Ich stakte auf die Straße hinaus und lenkte den Kahn langsam (mir fiel es schon ein wenig schwer) an den Gärten vorbei.

Nebel wallte überm Wasser, der immer weißer wurde, je mehr er sich verdichtete und je heller es wurde. Unerwartet tauchte vor uns noch ein schwimmender Schützenpanzerwagen auf, an dessen Bordseite meterhoch die Zahl 353 prangte — Paitschadses Fahrzeug hatte Nummer 351.

Die Nummer 353 war ebenfalls bis obenhin mit allem möglichen Hausrat beladen. Sogar ein Klavier stand drauf, und obenauf thronte... die Hrebenjutschka. Als sie uns entdeckte, rief sie uns etwas zu, aber der Schützenpanzerwagen war schon vorübergeglitten. Ich sah Pawluscha an. Er blickte dem Fahrzeug enttäuscht hinterdrein. So sieht man einem Zug nach, den man verpaßt hat.

Mit einemmal war mir klar, daß er zu ihr hatte fahren wollen und den Kahn besorgt hatte, um ihr zu helfen. Vielleicht hatte er sogar davon geträumt, sie auf den Armen aus dem überfluteten Haus zu tragen. Alle Verliebten der Welt träumen von so was. Aber durch mich war nichts daraus geworden. Er war zu spät gekommen. Hätte er mich nicht befreit, hätte er es vielleicht noch geschafft.

«Hör zu», sagte ich. «Wir rudern jetzt zu ihrem Haus rüber. Da gibt's bestimmt noch was aufzuladen.»

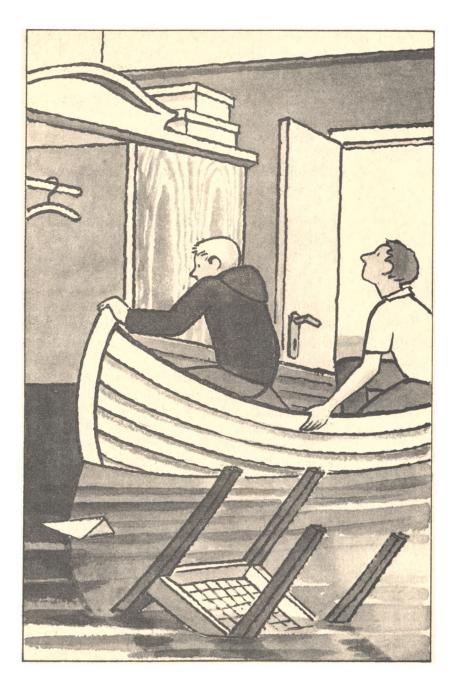
Ohne seine Antwort abzuwarten, steuerte ich das Boot zu Hrebenjuks Gehöft. Das geräumige Wohnhaus war erst im vergangenen Jahr fertig geworden, hatte ein spitzes Ziegeldach, eine mit Schnitzereien verzierte, verglaste Veranda und drei große Fenster an der Vorderfront. Da das Haus auf einem hohen Fundament stand, war es nur zur Hälfte überflutet. Die Fenster waren weit geöffnet, und man konnte einfach mit dem Boot in die Zimmer fahren, was ich denn auch tat.

«Bück dich», rief ich Pawluscha zu, hockte mich selber hin und steuerte den Kahn durch ein Fenster. So was hatte ich auch noch nie erlebt!

Pawluscha, der vorne saß, hatte zwar den Kopf eingezogen, stieß sich aber trotzdem an der Lampe, deren Glasgehänge melodisch klingelten.

Das Zimmer war fast leer, nur die Spiegel der breiten Anrichte mit den leeren Fächern blitzten im Wasser, und mitten im Raum schwamm ein kaputter Stuhl mit den Beinen nach oben.

Hrebenjuk war ein sehr umsichtiger, energischer Mann, außerdem hatte er außer Hanka noch zwei halbwüchsige Söhne, die sicher tüchtig mit Hand angelegt hatten. Sie trugen zuerst alle Sachen auf den Boden und luden sie von dort auf das Fahrzeug. Pawluscha wäre hier völlig überflüssig gewesen. Keiner hätte ihm erlaubt, die Hrebenjutschka auf Händen aus dem Haus zu tragen. Nur den Kahn hätten sie vielleicht benutzt (wenn die Soldaten nicht dagewesen wären). Bestenfalls hätte Pawluscha Sachen ins Boot reichen können. Oder sie hätten ihn mit seinem Schlauchboot nach Hause geschickt, damit er sie nicht störte. Aber davon sagte ich Pawluscha natürlich nichts und werd's auch nie tun. Sollte er sich mit dem Gedanken trösten, daß er sie auf seinen Armen aus dem Haus getragen hätte, daß sie ihn vor aller Augen umarmt und geküßt und sich zärtlich bei ihm bedankt hätte.



Der arme Pawluscha sah mit so trauriger Miene um sich, daß er mir direkt leid tat. Wenn ich doch nur eine winzige Kleinigkeit fände, die die Hrebenjutschka braucht und die er retten kann!

Ich legte das Ruder auf den Boden des Kahns, glitt mit den Händen an der Wand entlang in den nächsten Raum. Es war das Schlafzimmer. Aus dem Wasser ragten die vernickelten Knäufe der Betten, und die halbe Wand nahm ein leerer Kleiderschrank mit offenen Türen ein. Obenauf lagen ein paar Schachteln.

«Ach was, komm, hier ist nichts mehr», sagte Pawluscha mit trüber Stimme.

«Warte», sagte ich und lenkte das Boot zum Schrank.

Es waren leere Schuhkartons, die nur ein Dummer retten würde. Aber weiter hinten bemerkte ich eine ziemlich flache, rechteckige dunkelblaue Schachtel, die meine Aufmerksamkeit auf sich zog. In solchen Schachteln wird gewöhnlich Schmuck verkauft.

Von unten kam ich nicht an das Schächtelchen heran. Ich stützte mich mit den Händen auf den Schrank und stemmte mich hoch. Wenn doch bloß Schmuck im Kästchen wäre! Aber meine Hoffnungen erfüllten sich nicht — es war leer. Einst hatten darin wohl kleine silberne Löffel gelegen (davon zeugten die mit schwarzem Samt überzogenen Einbuchtungen), aber das mußte lange her sein, denn der Samt war verblichen und löste sich hier und dort, und der Deckel hielt kaum noch. Vielleicht gab es die Löffel schon gar nicht mehr.

Na, zum Teufel damit!

Ich sprang zurück ins Boot.

Und da...

Das Boot schwankte, ich war wohl mit dem linken Fuß falsch aufgetreten und schrie auf vor Schmerz. Am Knöchel knirschte etwas. Ich konnte mich nicht halten, fiel ins Wasser, tauchte aber gleich wieder auf und klammerte mich am Bootsrand fest. Pawluscha half mir in den Kahn zurück.

«Mann, wie hast du das gemacht?»

«Ich muß mir den Fuß verstaucht haben», sagte ich ärgerlich und blickte ihn schuldbewußt an. «Jetzt hab ich auch noch deine Jacke naß gemacht.»

«Ach was, nicht so schlimm. Was ist mit dem Fuß?»

Der Knöchel schmerzte schrecklich, ich durfte ihn nicht anfassen, geschweige denn auftreten. Er schwoll buchstäblich vor meinen Augen an. «Ach, das geht vorüber», wehrte ich trotzdem ab. «Ist halb so schlimm.»

Doch Pawluscha sah mir an, daß es nicht besonders gut um mich stand.

«Wir fahren», sagte er und nahm mir das Ruder aus der Hand.

Als wir aus dem Haus glitten, erhob sich Pawluscha und ruderte stehend. Das machen bei uns fast alle so. Die Ruder sind deshalb extra lang, so daß man im Sitzen gar nicht vorwärtskommt. Der Schmerz ließ nicht nach. Ich spürte ihn fast bis ans Herz. Ob der Knöchel etwa gebrochen ist? dachte ich beunruhigt.

Inzwischen war es Tag geworden. Der Nebel hatte sich gelichtet, und auf der überfluteten Straße herrschte lebhaftes Treiben. Zwischen den Häusern, Ställen und Gärten glitten Amphibienfahrzeuge hindurch, weiter im Dorf brummten Zugmaschinen und Planierraupen, die die Straßen von Treibgut säuberten. Überall sah man grüne Soldatenblusen. Je näher wir heranschwammen, desto mehr Menschen trafen wir. Das ganze Dorf schien auf den Beinen zu sein. Alle schleppten oder zogen etwas, reichten einander etwas zu.

Da war Halyna Sydoriwna im Trainingsanzug auf dem Dachboden eines Hauses zu sehen, dort Opa Salymon, etwas weiter entdeckte ich Karafolka, Antontschyk, Kolja Kaharlyzky auf einem Amphibienfahrzeug. Jeder hielt mit heldenhafter Miene zwei Hühner gepackt.

Und ich muß mir gerade in dem Moment, da das ganze Dorf, ob jung oder alt, den Betroffenen hilft, das Bein brechen! Es ist zum Heulen! Wie soll ich überhaupt nach Hause kommen?

Pawluscha bringt mich zwar sicher mit seinem Boot aufs Trockene, aber dann? Soll ich auf einem Bein weiterhüpfen? Damit kommt man nicht weit. Und die Leute haben jetzt anderes zu tun, als sich mit mir zu befassen... Mir fiel mein Fahrrad ein, das auf der Nummer 351 geblieben war. Vielleicht haben sie es zusammen mit dem Hausrat von Oma Mokryna abgeladen, dachte ich. Verlorengehen wird es schon nicht, Oma Mokryna wird es mir zurückgeben. Aber so hätte Pawluscha mich damit nach Hause fahren können.

Kaum hatte ich diesen Gedanken zu Ende gebracht, als die Num-

mer 351 uns entgegenkam. Oberleutnant Paitschadse winkte mir zu. «He, dein Fahrrad ist noch drauf.»

Der Schützenpanzerwagen war bereits leer.

Sind die fix! dachte ich.

Als wir auf gleicher Höhe waren, hielt das Amphibienfahrzeug an. Paitschadse beugte sich über Bord und ließ das Rad hinunter.

«Hier hast du deine Karre. Ja», sagte er und zwinkerte mir lächelnd zu.

«Danke», erwiderte ich und lächelte zurück, obwohl mir gar nicht danach zumute war: Als er das Fahrrad herunterließ, stieß er damit gegen mein Bein, und das tat so weh, daß ich mit den Zähnen knirschte. Aber ich wollte nicht, daß die Soldaten etwas erfuhren. Erst jetzt sah ich, wie müde und abgespannt alle waren. Ihre Augen waren entzündet, die Lippen aufgeplatzt, auf den tagelang nicht rasierten Wangen standen schmutzige Stoppeln. Sie hatten sich kaum nach dem schweren Marsch hingelegt, als sie auch schon wieder ausrücken mußten. Diese jungen Soldaten hielten sich sehr, sehr tapfer. Ich schämte mich vor ihnen wegen meines Fußes, wegen meiner Hilflosigkeit und hatte nur den einen Wunsch, daß sie so schnell wie möglich weiterfuhren, ohne etwas zu bemerken.

Paitschadse warf noch meine Jacke und die Stiefel ins Boot und rief: «Zieh das über, du bist ja schon ganz blau vor Kälte. So, ab geht's! Dreh die Karre um und zum nächsten Haus!»

Die letzten Worte galten bereits dem Fahrer. Alles war bei Paitschadse eine «Karre»: das Fahrrad, der Schützenpanzerwagen... Das gefiel mir, überhaupt fand ich ihn sympathisch. Mit seinen Soldaten ging er zum Beispiel ganz kumpelhaft um, gab sich gar nicht wie ein Vorgesetzter. Sollte ich irgendwann einmal das Kommando zu führen haben, würde ich versuchen, so zu sein wie er.

Die Nummer 351 fuhr ab.

Minuten später lief unser Boot auf Grund.

Auf die Idee mit dem Fahrrad kam Pawluscha von selber, ich brauchte nichts zu sagen.

«Setz dich auf den Gepäckträger», sagte er, stellte das Rad neben den Kahn, schob es aufs Trockene und schwang sich in den Sattel.

So brachte Pawluscha mich schnell und sicher nach Hause. Keiner beachtete uns. Bei uns fahren viele so, besonders die Jungen:

Einer tritt in die Pedale, der andere sitzt mit gegrätschten Beinen hintendrauf.

Zu Hause war niemand. Sogar Jaryschka war wohl irgendwohin gerannt.

Pawluscha half mir sogar, trockene Sachen anzuziehen. Mein Knöchel war dick angeschwollen, und Pawluscha brauchte wohl an die fünf Minuten, um das linke Hosenbein vorsichtig, Zentimeter für Zentimeter, abzustreifen. Es tat so weh, daß ich mir das Stöhnen nicht mehr verkneifen konnte.

Nachdem er mich aufs Bett gehievt hatte, sagte er: «Bleib still liegen, ich sause los und hole die Gemeindeschwester.»

Einen Arzt gibt's bei uns im Dorf nicht. Die nächste Poliklinik ist in Didiwstschyna. Wir haben nur eine Gemeindeschwester, Ljuba Antoniwna. Aber sie ist mehr wert als die gesamte Poliklinik von Didiwstschyna. Sie weiß immer Rat bei allen möglichen Krankheiten. In komplizierten Fällen holen sich sogar die Ärzte bei ihr Hilfe.

Sie ist klein, stämmig und trotz ihrer mehr als fünfzig Jahre sehr beweglich. Zu den Patienten rennt sie nur im Laufschritt, und derjenige, der sie geholt hat, bleibt immer zurück.

Aber wo soll sie jetzt zu finden sein? Heute brauchen viele ihre Hilfe. Da wird sie sich gerade um meinen Fuß kümmern können!

«Ach, laß doch», wehrte ich ab.

«Nein, nein!» Pawluscha rannte davon.

Schüttelfrost packte mich. Ich zitterte am ganzen Leibe vor Kälte, obwohl ich über die Bettdecke noch Opas Schaffellmantel gelegt hatte. Vor allem übertrug sich jede Bewegung schmerzhaft auf den Fuß. Diese Hilflosigkeit und Unbeweglichkeit waren schlimmer als alles andere.

Das ganze Dorf ist am Unglücksort, dachte ich. Jeder tut etwas, nur ich liege hier und zähle die Fliegen an der Decke. Widerlich!

Was soll werden, wenn meine Eltern und Opa wiederkommen? Ich mag gar nicht daran denken. Das erste, was ich von meiner Mutter zu hören kriege, ist: (Hab ich's nicht gesagt? Hab ich's nicht gesagt?) Und man kann ihr nichts entgegenhalten, sie hat mich wirklich gewarnt.

Mein Opa wird spöttisch blinzeln und sagen: «Na, hast es ja wieder mal geschafft!»

Mein Vater aber wird mich nur herablassend ansehen wie einen kleinen Jungen, und Jaryschka zeigt kichernd mit dem Finger auf mich und piepst: «Schad't dir gar nischt! Schad't dir gar nischt!»

Ach, warum bin ich kein Soldat?

Wäre das Oberleutnant Paitschadse oder dem Soldaten Iwanow oder Pidhaiko passiert, würden ihn seine Genossen ins Sanitätsbataillon oder ins Lazarett bringen, und dort könnte er ruhig in männlicher Einsamkeit liegen, keiner würde ihn belehren, ihm Vorwürfe machen oder Moralpredigten halten. Ab und zu schaut einer von den Genossen für einen Augenblick herein, erzählt, was es im Dienst Neues gibt, bietet ihm eine Zigarette an oder ein Eis... Das wär ein Leben!

Wo bleibt bloß Pawluscha? Er ist schon eine ganze Weile weg. Und wenn er nun seine Hrebenjutschka getroffen und mich vergessen hat? Er muß sie doch trösten, die Familie hat's ganz schön erwischt. Und das wird er auch tun! Er hat mich vergessen, und wir sind wieder Feinde.

Bei diesem Gedanken überkam mich so eine Wut auf die Hrebenjutschka, daß ich mit den Zähnen knirschte. An allem ist nur sie schuld! Warum liege ich hier? Nur wegen dieser blöden Ziege! Dabei hatte ich sogar was für sie retten wollen, um ihr eine Freude zu bereiten. Ach, soll doch dieses Schächtelchen mitsamt Schrank und Haus und Hrebenjutschka zu Asche verbrennen!

Mir ist auf einmal so heiß, als kehrten sich all meine Verwünschungen gegen mich, als brenne ich selber.

Ich möchte Opas Schafpelz und die Decke abwerfen. Es geht nicht. Eine Last wälzt sich auf mich, und in meinem Kopf dröhnt es und dreht es sich wie ein Kreisel. Etwas kommt auf mich zu, wird immer größer, wächst ins unermeßliche, ich kann mich nicht dagegen wehren, und dann rüttelt mich etwas, und gleich ist das Ende da...

Aber nein, die Qualen gehen weiter. Durch das Sausen und Dröhnen höre ich mit einemmal Pawluschas Stimme, verstehe aber nicht, was er sagt, auch die Gemeindeschwester ist da, und noch andere, fremde Stimmen.

Dann verwirrt sich alles in meinem Kopf, und ich weiß nichts mehr...

24. KAPITEL

Krankheit. Traum und Wirklichkeit. Warum sind alle so gut zu mir?

Ich war fast zwei Wochen krank.

Erst später erzählte mir Pawluscha, daß ich, als er mit der Gemeindeschwester kam (er hatte sie lange nicht finden können, weil die vom Unglück Betroffenen im ganzen Dorf untergebracht wurden und sie von Haus zu Haus eilte), puterrot im Bett gelegen hätte und heiß wie ein Backofen gewesen wäre. Die Gemeindeschwester hatte mir sofort ein Thermometer unter den Arm geschoben: Es zeigte vierzig Komma fünf. Ich wäre besinnungslos gewesen und hätte die ganze Zeit gestammelt: «Verbrennen soll sie!... Verbrennen soll sie!... Verbrennen soll sie!»

Wer damit gemeint war, wußte er nicht, ich dagegen sehr gut, sagte aber Pawluscha nichts davon.

Erst am dritten Tag kam ich wieder zu Bewußtsein. Im Zimmer war es hell und still, wie es nur während einer Krankheit ist, wenn gegen Morgen die Temperatur sinkt.

Als erstes erblickte ich meinen Opa, der auf einem Stuhl neben dem Bett saß und eingenickt war. Wahrscheinlich hatte er die ganze Nacht hier gewacht. Kaum bewegte ich mich jedoch, da schreckte er auch schon hoch. Als er sah, daß ich die Augen offen hatte, lächelte er, legte mir seine zerfurchte, sehnige Hand auf die Stirn und sagte: «Na, mein Junge, rappelst du dich langsam wieder auf? Geht's dir schon ein bißchen besser, mein Kleiner?»

Das klang so ungewöhnlich, daß ich unwillkürlich lächeln mußte. So hatte Opa noch nie zu mir gesprochen. Und seine Hand hatte zum ersten Mal in meinem Leben meine Stirn berührt. Normalerweise spürte ich sie auf einer ganz anderen Stelle, und dann längst nicht so sanft. Meine Eltern waren selten zu Hause, und so wuchs ich unter der Obhut meines Opas auf, der mich erzog, wie er als Kind noch zur Zeit des Zarismus erzogen worden war. Ich protestierte, das seien vorrevolutionäre Gendarmenmethoden, die von der sowjetischen Pädagogik verurteilt werden. Mein Opa gab mir eins hinter die Ohren und sagte: «Trotzdem haben sie sich bewährt. Viele große Leute sind auf diese Weise erzogen worden. Sei bloß still, du Satan, sonst setzt es was!»

Und auf einmal hieß es: «mein Junge» und «mein Kleiner»...

Meine Mutter, die den Opa hatte sprechen hören, kam aus der Küche angelaufen.

«Mein lieber, kleiner Junge! Fühlst du dich schon besser, ja?»

Sie berührte mit den Lippen meine Stirn (Mama mißt immer so die Temperatur bei mir und Jaryschka und irrt sich höchstens um ein Zehntel Grad).

«Sechsunddreißig, nicht mehr. Wollen doch mal messen.» Sie schob mir ein Thermometer unter das Hemd.

Aus dem Schlafzimmer kam mein Vater, barfüßig, verschlafen, mit zerzaustem Haar, in kurzen Turnhosen — er war gerade aufgewacht.

Über sein Gesicht huschte ein verlegenes Lächeln.

«Na, wie steht's? Oho, ich seh schon, es geht bergauf, Kosak!»

«Psst! Nicht so laut!» schimpfte meine Mutter. «Von deinem Geschrei steigt die Temperatur gleich wieder.»

Vater zog den Kopf zwischen die Schultern, trat auf Zehenspitzen an mein Bett, beugte sich über mich und flüsterte: «Entschuldige, das ist mir vor Freude so rausgerutscht.»

Ich mußte lächeln: Zum erstenmal im Leben bat nicht ich ihn, sondern er mich um Verzeihung.

«Wie geht's den Leuten aus dem Überschwemmungsgebiet?» fragte ich und erkannte meine Stimme selbst nicht wieder, so schwach und brüchig klang sie.

«Alles in Ordnung. Das Wasser fällt schon. Die Leute ziehen wieder nach und nach in ihre Häuser. Ist alles in Ordnung.»

«Gibt's keine Toten?»

«Nein, Gott sei Dank. Nur ein paar Kratzer, Erkältungen, nichts Ernstes. Beim Vieh gibt's ein paar Verluste. Dem einen ist die Ziege ertrunken, dem anderen ein Ferkel, ein bißchen Federvieh... Aber die Kühe sind alle gerettet.»

«Und das alles dank den Soldaten», sagte meine Mutter. «Wer weiß, wie es ausgegangen wäre, wenn sie nicht gewesen wären!»

«Tja, die Armee hat jetzt eine hervorragende Technik», meinte mein Opa anerkennend.

«Man erzählt, du hättest sie alarmiert», sagte meine Mutter und legte mir zärtlich die Hand auf die Stirn.

«Ich wußte gar nicht, daß ich so einen tüchtigen Jungen hab», gestand mein Vater.

«Ach was!» Ich drehte mich zur Wand um und spürte, wie die Hitze in meinem Gesicht aufstieg, mir kamen die Tränen.

All das war sicher ehrlich gemeint, aber die Stimmen meiner Eltern kamen mir fast zu lieb vor. So redet man mit unglücklichen Krüppeln.

Sie sprechen so, weil ich krank bin, dachte ich.

Mein Opa räusperte sich und sagte: «Dein Freund hat gestern den ganzen Tag bei dir gehockt. Er hat nicht mal was gegessen. Ach, da kommt er ja.»

Danke, Opa! Bist ein kluger Mann! Du weißt am besten, wie du mir eine Freude bereiten und mich aus dieser peinlichen Situation befreien kannst.

Meine Mutter zog das Thermometer unterm Hemd hervor.

«Sechsunddreißig Komma eins. Was hab ich gesagt? Jetzt geht's bergauf. Tut der Fuß noch sehr weh?»

Ach, den hatte ich ja ganz vergessen! Schmerzen spürte ich fast keine mehr, aber ich merkte auf einmal, daß er fest bandagiert war.

«Gott sei Dank ist er nicht gebrochen, nur verstaucht. Und die Sehnen sind ein wenig angegriffen. Die Gemeindeschwester meint, in zwei Wochen kannst du wieder Fußball spielen.»

Die Tür knarrte, und auf der Schwelle erschien Pawluschas zerzauster Kopf. Er blickte fragend drein, dann aber strahlte er übers ganze Gesicht.

«Guten Tag! Darf ich?»

«Komm rein, komm rein», sagte meine Mutter lächelnd. «Es geht ihm schon besser.»

«Ich hab's ja gesagt, daß es ihm heute besser gehen wird.» Pawluscha trat an mein Bett. Seine Augen leuchteten vor Freude.

«Grüß dich, Alter. Na, wie steht's?»

«Ach, ganz gut», sagte ich verlegen.

Wir schwiegen beide. In Gegenwart der Eltern wollte kein richtiges Gespräch aufkommen.

«Oh, die Milch!» rief meine Mutter, rannte in die Küche, und mein Vater verschwand im Schlafzimmer, um sich anzuziehen.

Auch mein Opa erhob sich ächzend vom Stuhl.

«Na, dann unterhaltet ihr Alten euch mal, ich Junger werd an die Arbeit gehen», sagte er und schlurfte zur Tür.

«Setz dich doch», bat ich Pawluscha. Er nahm am Fußende Platz, wir schwiegen beide erst mal und lächelten uns nur zu. Mir war, als kehrte ich von einer weiten Reise in die mir bekannte, vertraute Welt zurück, vertraut vor allem, weil es Pawluscha darin gab, meinen sommersprossigen Pawluscha mit seiner sich pellenden Nase und dem lustigen Haarwirbel am Hinterkopf.

War es möglich, daß wir uns zerstritten hatten?

«Erzähl doch mal, was im Dorf los ist», bat ich schließlich.

«Was soll los sein? Ist alles in Ordnung. Aber das ganze Dorf spricht von dir: (Hat er noch Fieber? Was macht sein Fuß? Wie hoch ist sein Puls?) heißt es nur immer, wenn ich jemanden treffe. Man könnte direkt ein Gesundheitsbulletin herausgeben, wie bei einem Premierminister. Du bist richtig berühmt geworden.»

«Ach, red nicht so 'n Quatsch!»

«Wirklich! Das ganze Dorf weiß, wie du die Armee alarmiert und die Briefe gerettet hast. Oma Mokryna betet Tag und Nacht für dich. Und der Pope Goga hat in der Kirche einen Bittgottesdienst für dich abgehalten.»

«Ach, hör auf! Erzähl lieber richtig.»

«Nein, Ehrenwort! Die Jungen beneiden dich sagenhaft. Karafolka ist ganz grün vor Neid. Er hat sich doch auch solche Mühe gegeben, um Heldentaten zu vollbringen, hat sogar seine Schuhe im Wasser verloren, und ein Veilchen hat er sich geholt, weil er vor lauter Eifer gegen einen Türrahmen gerannt ist. Und Kolja Kaharlyzky hat seinen besten Nylonanorak von oben bis unten aufgerissen und nicht mal mit der Wimper gezuckt! Hat so weiter bis zum Abend Sachen geschleppt. Antontschyk wäre fast ertrunken. Er kann doch nicht richtig schwimmen und ist in Masnytschenkos Stall geklettert, um die Schafe zu retten. So einer ist das»

Pawluscha sah mich an und verstummte.

«Ja, die Jungs sind klasse», sagte ich.

«Klar, hätt ich selber nicht für möglich gehalten. Aber gegen dich sind das alles Hasenfüße. Meinst du etwa, einer von denen würde in ein überflutetes Haus tauchen? Um keinen Preis. Also . . .»

«Ach was!» Ich winkte ab. «Gut, und was gibt's sonst noch?»

«Sonst nichts. Das Leben normalisiert sich, wie die Zeitungen schreiben. Die Zufahrtsstraßen werden wiederhergerichtet, die beschädigten Objekte repariert. Betriebe und Institutionen arbeiten normal, der Laden, die Bäckerei, das Bad... Trotz der Überschwemmung haben die Kolchosbauern ihre Arbeit pünktlich wieder aufgenommen, sind auf den Feldern und in den Viehställen tätig, kurz, im Kampf gegen die Naturgewalten haben die Sowjetmenschen gesiegt! Nur Licht haben wir noch nicht. Aber die Soldaten legen alle Hand an, damit in den Häusern bald wieder die Lampen brennen. Überhaupt, die Soldaten sind eine Wucht! Wie die arbeiten! Klasse! Wenn die nicht mit ihrer Technik eingegriffen hätten! Prima, daß du sie alarmiert hast. Du kannst sagen, daß du das Dorf gerettet hast. Absolut!»

«Ach was! Die Armee wäre auch so alarmiert worden. Als ich beim Oberst war, rief schon der Sekretär des Kreiskomitees an. Also ...» «Ach, tu nicht so bescheiden! Du warst jedenfalls als erster da.» Ich lächelte.

Ach, Pawluscha! dachte ich. Du weißt selbst nur zu gut, daß wir alles andere als bescheiden sind. Und alle wissen das.

Aber ich wollte nicht mit ihm streiten. Es tat so wohl, daß er bei mir auf dem Bett saß und wir miteinander redeten. Wenn er nur noch nicht gehen würde!

Er schien meine Gedanken zu lesen, denn er erhob sich schuldbewußt und sagte: «Na, ich werd wohl gehen. Du brauchst Ruhe.»

«Bleib doch noch!» bat ich.

«Ich würde schon noch bleiben, aber wir . . . haben uns verabredet, weißt du . . .»

«Na, dann geh», sagte ich leise und resigniert.

«Sei nicht böse! Ich guck wieder rein. Ruh dich aus, iß gut, damit du schnell wieder auf die Beine kommst. Ich . . . weil . . . ich muß . . . also, dann tschüs!»

«Tschüs!» Ich lächelte krampfhaft. «Grüß die Jungs.» Ein Kloß im Hals hinderte mich am Sprechen.

«Ich komm vor dem Mittagessen bestimmt noch mal», rief mir Pawluscha von der Schwelle aus zu und war verschwunden.

Er hatte mir nicht einmal gesagt, mit wem er sich verabredet hatte und was er vorhatte. Klar, mit wem! Mit ihr! Aber warum eigentlich nur mit ihr? Als ob er im Dorf nichts anderes zu tun hätte! beruhigte ich mich. Und du willst, daß er wie eine Amme an deinem Bett sitzt! Der Junge hat was vor, und schon bist du sauer. Schluck deine Medizin und sei still! Würdest du vielleicht so lange an seinem Bett sitzen? Erinnere dich, was du für ein Gesicht gezogen hast, als Jaryschka mal krank war und Mama dich bat, eine Weile bei ihr zu bleiben! Also, sei ja still...

Auf einmal begann mein Bett zu schaukeln, und ich schwamm zum Fenster...

Ich hatte keine Angst, sondern dachte nur: Jetzt ist wohl unser Haus überschwemmt! Sie wollten mich nur nicht beunruhigen, weil ich krank bin. Deshalb ist Pawluscha auch weggerannt. Er will helfen, die Bibliothek von seinem Vater zu retten. Der hat nämlich ganze Regale voll Bücher, über zweieinhalb Wände, bis die alle rausgetragen sind!

Mein Bett glitt durch das Fenster auf die Straße. Ringsum waren weder Häuser noch Bäume zu sehen, nur weißes, schaumiges Wasser. Erst dachte ich, es wäre Nebel, der dicht überm Wasser liegt. Aber nein, ich konnte bis zum Horizont sehen. Das Wasser war so weiß.

Plötzlich sah ich große Milchkannen im Wasser schaukeln und begriff: Der Rinderstall ist überschwemmt, die Kannen sind ausgelaufen, und die Milch hat sich mit dem Wasser vermischt.

Aber warum geht mein eisernes Bett nicht unter?

Ach so, ich liege in einem Amphibienbett, das wir bekommen haben, weil meine Mutter Abgeordnete ist. Alle Abgeordneten bekommen solche Betten . . .

Kleine weiße Wellen plätschern dicht an meinem Kissen, aber es wird nicht naß. Ja, das ist Milch, ich rieche sie – frische, noch kuhwarme Milch!

Ich spüre schon ihren Geschmack, da höre ich plötzlich die Stimme meiner Mutter: «Komm, mein Kleiner, trink ein Glas Milch.»

Darauf sagt mein Vater: «Er ist eingeschlafen. Weck ihn nicht auf.»

Aber ich hatte schon die Augen aufgeschlagen.

Ich trank die Milch und schlief gleich wieder ein.

Als ich aufwachte, war es Mittag. Ich trank eine Tasse Hühnerbrühe, aß eine kleine Hühnerkeule, döste ein wenig vor mich hin, schlief wieder ein . . . und schlief bis zum nächsten Morgen.

25. KAPITEL

Das Ende! Ich verschenke mein Fahrrad. Du blöder Affe! Ich werde gesund

Als ich aufwachte, saß Jaryschka auf einem Stuhl neben meinem Bett und las in einer Kinderzeitschrift.

Die Sonne schien so hell ins Zimmer, daß ich die Augen zusammenkneifen mußte. Die Wanduhr zeigte dreiviertel zehn, also war es morgens.

Jaryschka legte sofort die Zeitschrift beiseite und sprang auf.

«Oh, mein liebes Brüderchen ist aufgewacht! Gleich kriegst du dein Frühstück.»

Im Nu standen auf dem Stuhl ein Glas Milch, ein Rührei, Quark und ein Butterbrot.

Alle Erwachsenen waren zur Arbeit, anscheinend hatte Jaryschka den Auftrag, sich um mich zu kümmern.

«Bitte, iß, liebes Brüderchen!» sagte sie mit zuckersüßer Stimme. Ich horchte auf.

Als sie zum drittenmal «liebes Brüderchen» sagte («Liebes Brüderchen, zuerst mußt du deine Tablette schlucken!»), fuchste es mich bereits.

So hat sie mich doch noch nie genannt! dachte ich. Sonst heißt es immer nur «blöder Affe» oder «Das schad't dir gar nischt!» oder «Du kannst mich mal...», und nun auf einmal «liebes Brüderchen»...

Es steht also schlecht um mich!

Vielleicht besteht keine Hoffnung mehr. Vielleicht werde ich nie wieder aufstehen können. Daher sind alle so nett zu mir, Mutter, Vater, Opa ... beruhigenmichineinemfort:du wirstgesund werden und so ...

Ich schlafe die ganze Zeit. Also hat der Organismus keine Kräfte, keine Energie mehr zum Leben. So werde ich eines Tages einschlafen und nie wieder aufwachen. Ich krieg ja nicht mal richtig den Kopf vom Kissen hoch. Wenn ich mich aufsetze, dreht sich alles vor meinen Augen.

Als ich den Quark und das Ei betrachtete, mußte ich an ein paar von Opa Salymons Lieblingsworten denken: «Essen ist die Quelle des Lebens... Man lebt, solange man essen und trinken kann... Haust du drein für vier, wirst du stark wie 'n Stier...»

«Jaryschka, ich möcht noch 'ne Butterstulle», bat ich leise.

«Du hast doch deine noch gar nicht auf.»

«Ist es dir zu schade ums Brot?» fragte ich vorwurfsvoll. «Vielleicht bin ich . . . bin ich bald . . .»

«Aber nein! Bitte, bitte!» Sie rannte in die Küche und holte eine fingerdick mit Butter bestrichene Stulle, legte sie auf den Stuhl, prustete hinter vorgehaltener Hand und huschte hinter den Ofen, um dort weiterzulachen.

Ich seufzte und dachte: Ob du auch noch so lachen wirst, wenn ich . . . wenn ich nicht mehr da bin?

Das Ei und die erste Stulle hatte ich im Nu verputzt.

Der Teller Quark mit saurer Sahne und die zweite Butterstulle rutschten schon wesentlich langsamer. Einen halben Teller schaffte ich, dann quälte ich mich nur noch, stopfte den Mund voll, kaute und kaute wie ein Wiederkäuer.

Ich trank schon Milch dazu, warf den Kopf nach hinten, wie es meine Mutter immer tut, wenn sie eine Tablette schlucken muß, aber es nützte nicht, ich kriegte nichts mehr runter. Das ist das Ende! dachte ich entsetzt. Mein Organismus nimmt nicht mal mehr Nahrung an. Es ist aus mit mir. Klappe zu, Affe tot!

Ich ließ mich kraftlos aufs Kissen sinken.

So lag ich nun und lauschte dem Brodeln und Kochen in mir. In meinem leeren Magen wanderten ein Rührei, etwas Quark und Milch umher und waren nicht imstande, meinen geschwächten Organismus zu retten.

Oh, meine Seite sticht so! Und mein Fuß ist eingeschlafen, wahrscheinlich gelangt kein Blut mehr dorthin. Und mein linker Arm ist so schlapp! Das kommt vom Herzen. Anscheinend will es auch nicht mehr arbeiten . . .

Oh, das Atmen fällt mir so schwer! Und meine Finger sind ganz blau, sie sterben wohl auch schon ab . . . Ach, wie schade, daß Pawluscha nicht da ist! Ich hätte mich gerne von ihm verabschiedet. Nun schaffe ich es nicht mehr...

Kichernd lugt Jaryschka hinterm Ofen hervor. Sie hat keine Ahnung, wie schlecht es um mich steht. Sie denkt, ich spinne.

Ich muß ihr klarmachen, daß damit nicht zu spaßen ist, daß es mir ganz dreckig geht, daß das vielleicht meine letzten Minuten sind . . . Ich kann doch nicht unter ihrem Gekicher sterben.

«Jaryschka», flüsterte ich schwach. «Komm mal her.»

Sie trat hinterm Ofen hervor.

«Jaryschka», hauchte ich und schwieg.

Sie trat noch näher. Ihre Miene war ernster geworden.

«Jaryschka», wiederholte ich noch einmal. Ich mußte ihr nun etwas Großes, Bedeutungsvolles sagen, etwas, was man nur vor seinem Tode sagt.

«Jaryschka», sprach ich endlich leise und abgehackt. «Du... kannst mein Fahrrad haben... Ich schenk es dir.»

Ich schloß die Augen.

«Oh!» schrie sie freudig auf. «Wirklich? Ehrenwort? Im Ernst? Du liebes Brüderchen! Du Guter! Dafür kriegst du einen Kuß!»

Sie drückte mir einen Schmatz neben die Nase. Ich drehte mich zur Wand, weil mir die Tränen kamen.

Meist hatten Jaryschka und ich uns wegen des Fahrrades in der Wolle. Sie wollte gerne fahren, während ich der Meinung war, sie sei noch zu klein für ein Erwachsenen-Fahrrad. Sie war gerade erst in die 2. Klasse versetzt worden und reichte mit den Füßen nicht mal an die Pedale. Aber sie schaffte es dennoch, zu fahren — steckte das rechte Bein unter der Stange durch und trat in die Pedale, gekrümmt wie ein Wurm. Ihr Erfindungsgeist brachte mich noch mehr auf. Ihre Fahrweise war meiner Ansicht nach eine Beleidigung für das Rad.

Wer verborgt überhaupt schon gerne sein Fahrrad? Das ist doch was ganz Besonderes, was Vertrautes, Nahes. Näher als Hemd und Hose oder sonstwas.

Jetzt, da ich Jaryschka mein Fahrrad geschenkt hatte, spürte ich, daß ich mit dem Leben abgeschlossen hatte.

Schon hörte ich, wie sie – meine Krankheit war vergessen – das Rad aus dem Flur auf den Hof schob. Das Klappern zerriß mein sterbendes Herz. So wiehert traurig ein treues Pferd, wenn es Abschied nimmt vom Kosaken.

Ich streckte mich aus wie ein Toter, legte die Hände auf die Brust, starrte demütig an die Decke und wartete auf den Tod.

Erbarmungslos tickte die Wanduhr ihre Minuten ab. Anstelle des Todes trat die Gemeindeschwester Ljuba Antoniwna mit schnellen Schritten ein, legte die Hand auf meine Stirn und fühlte den Puls. All das geschah schweigend, konzentriert, streng.

Ich erstarrte in hoffnungslosem Warten.

Dann hob sie mein Hemd hoch, beugte sich herab und legte ihr kleines, kaltes Ohr an meine Brust (So horcht sie immer die Kranken ab, ohne Stethoskop).

Nach dieser Prozedur sagte sie munter: «Wunderbar, mein kleiner Kosak! Alles in bester Ordnung. Du bist bald gesund.» Dabei tätschelte sie mit der Hand meinen Bauch.

«Von wegen (bald gesund) », brummte ich. «Ich kann ja gar nichts mehr essen. Mein Organismus nimmt nichts mehr an. Und vor meinen Augen dreht sich alles, ich kann mich nicht aufrichten.»

«Wie?» Erstaunt besah sie die Teller auf dem Stuhl. «Wer hat denn hier noch gefrühstückt?»

«Nur ich, aber . . . », begann ich seufzend.

«Ein Rührei, einen halben Teller Quark, Milch, alles hat dein Magen angenommen. Was willst du noch mehr? Nach so hohem Fieber ist das fast zuviel. Ich verbiete dir, soviel zu essen. Und das Schwindelgefühl hast du vom langen Liegen. Du mußt ein wenig aufstehen, wenn du kein Fieber mehr hast. Ich erlaube dir, heute für zehn bis fünfzehn Minuten aufzustehen und im Zimmer auf und ab zu gehen. «Mein Organismus nimmt nichts mehr an...» Sie lachte. «Du Held!»

Ich runzelte die Brauen und drehte mich zur Wand.

Ich glaubte ihr nicht. Sie ist Gemeindeschwester, dachte ich. Sie muß die Kranken beruhigen. Das gehört zu ihrem Beruf. Dafür wird sie bezahlt.

Aber nachdem sie gegangen war, spürte ich, daß es mir besser ging – die Seite stach nicht mehr, der Fuß war nicht mehr taub, der Arm nicht mehr schlapp, und das Herz schlug wieder munterer.

Der Tod hatte noch einmal den Rückzug angetreten.

Ich glaubte fast zu hören, wie er mit klappernden Knochen die Straße entlanglief... Oder war das etwa mein Fahrrad, mit dem Jaryschka eben stürzte?

Mein Fahrrad?

Wieso «mein Fahrrad»?

Ich hab kein Fahrrad mehr.

Ich hab's verschenkt.

Ich Dussel!

Aber ich hab doch gedacht, ich sterbe!

Halt! Immer mit der Ruhe! Vielleicht stirbst du doch noch und bist kein Dussel, flüsterte mir eine innere Stimme zu.

Ach Quatsch! verscheuchte ich diese Stimme. Lieber ein lebendiger Dussel sein, als . . .

Ich hab's verschenkt! Na und? Immerhin an die eigene Schwester! Soll sie ruhig fahren, meine kleine Schwe...

Auf dem Hof krachte und klapperte es wieder.

Teufel noch mal! Warum fällt die dumme Kuh auch immer hin! Sie macht mir noch sämtliche Speichen kaputt!

Na und? Soll sie! Ist ja ihr Fahrrad. Sie kann doch damit machen, was sie will!

Was regst du dich so auf? Schön ruhig bleiben, mein Lieber! Tja...

Pawluscha hat also ein Fahrrad, Wassja Derkatsch und Kolja Kaharlyzky auch, sogar Stjopa Karafolka, das Ekelpaket... Bloß ich hab keins. Jetzt muß ich immer per pedes...

Tja . . .

Was ist das für ein Leben ohne Fahrrad? Dann schon lieber sterben! Eine Komödie ist das!

Und was war das für ein Rad! Mit Gepäckträger, mit Lampe, mit Handbremse! Und wie schnell es gefahren ist! Tja, das war einmal!

Draußen klirrte es wieder.

Sie macht mir das Fahrrad noch kaputt!

Mein Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen.

«Ich erlaube dir, heute für zehn bis fünfzehn Minuten aufzustehen», hatte die Gemeindeschwester gesagt.

Schwankend erhob ich mich, tastete mich zum Fenster vor.

Jaryschka gondelte auf dem Hof umher, vor Eifer ließ sie ihre Zun-

genspitze sehen. Auf Stirn und Wange flammten Schrammen, das Knie war aufgeschlagen, aber die Augen strahlten. Anscheinend sah sie vor lauter Glück gar nichts, zumindest nicht den dicken Hauklotz, auf den sie zuraste. Ich konnte nur noch den Mund aufreißen . . . und dann brüllte ich los. Das konnte ich nicht schweigend hinnehmen.

Das Fahrrad bäumte sie auf und donnerte mit voller Wucht auf die Erde.

«Du blöde Kuh! Was machst du bloß!» schrie ich verzweifelt. Auch wenn ich sterben sollte, konnte ich nicht ruhig mit ansehen, wie sie mein Fahrrad zugrunde richtete!

Jaryschka, die unterm Rad lag, riß verwirrt die Augen auf. Dann runzelte sie die Brauen und krabbelte stumm hervor.

«Denkst du ... denkst du etwa, ich hab dir geglaubt, daß du's mir geschenkt hast? Ich hab gewußt, daß du bloß Spaß machst... du blöder Affe!»

Schniefend drehte sie sich um.

Ich aber lachte los. «Du blöder Affe», hatte sie gesagt.

Die Sonne strahlt vom Himmel, die Vögel singen, und unterm Fenster sind die Rosen aufgeblüht!

Das Leben ist zu mir zurückgekehrt!

Jetzt gibt's keinen Zweifel mehr — ich bin auf dem Wege der Besserung! Jaryschka, mein liebes kleines Schwesterchen, jetzt kriegst du mein Fahrrad, wann immer du willst! Ehrenwort!

26. KAPITEL

Wieder die drei Unbekannten. Bist du mein Freund? «Ich versteh überhaupt nichts mehr», sagt Pawluscha

Solange es mir schlecht ging, merkte ich nicht, wie die Zeit verrann. Sie existierte gleichsam nicht für mich.

Als ich mich aber etwas besser fühlte, erkannte ich, wie schlimm es ist, krank zu sein. Nie hätte ich gedacht, daß der Tag so endlos lang sein könnte. Früher war er mir immer viel zu kurz erschienen. Kaum hatte ich etwas angefangen, da war er schon wieder herum. Jetzt aber dauerte es eine Ewigkeit, bis es Abend wurde. Ich lebte nur noch für



die Abende. Da kam Pawluscha. Zwar schaute er auch mal mittags vorbei, aber immer nur für ein paar Minuten. Abends jedoch blieb er meistens zwei, manchmal sogar drei Stunden, bis ich sah, daß ihm vor Müdigkeit fast die Augen zusielen. Dann scheuchte ich ihn nach Hause. Er war ziemlich abgespannt. Und nicht nur er. Das ganze Dorf arbeitete in der Gagarinstraße, um die Schäden zu beseitigen, die die Natur in einer einzigen Nacht verursacht hatte. Häuser wurden wiederhergerichtet, Höfe vom Schlamm gesäubert, eingestürzte Ställe, Schuppen und Scheunen wiederaufgebaut, Erdkeller freigelegt. Gemeinsam mit den Erwachsenen arbeiteten auch Schüler, sogar die Kleinen legten Hand mit an, kurz, jeder tat etwas im Rahmen seiner Möglichkeiten. Und Hände wurden überall gebraucht. Es war heiß und die Zeit der Obst- und Gemüseernte. Bloß gut, daß man vor dem Regen noch das Getreide unter Dach und Fach hatte bringen können. Alle arbeiteten von früh bis spät. Ich aber lag wie ein großer Herr den ganzen Tag im Bett, las Abenteuerromane, trank Kakao, löffelte geschlagenes Zuckerei und andere leckere Sachen, die meine Mutter mir abends noch zubereitete, um meinen kranken Organismus zu kräftigen. Und die Jungen schufteten und aßen gewöhnliches Brot mit Speck.

Ich beneidete sie schrecklich, haßte Kakao und Zuckerei und hätte das alles nur zu gerne eingetauscht gegen einen Kanten Brot mit Speck in der Arbeitspause.

Mein Opa nannte mich das «größte Faultier der Welt». Wenn er wüßte, wie gerne ich gearbeitet hätte! Ich hätte sogar die schmutzigsten, schwersten Arbeiten verrichtet, wenn ich nur dort wäre, wo die anderen waren, wenn ich nur nicht wie ein Stock im Bett liegen müßte!

Es ist schrecklich, krank zu sein! Nicht wegen der Schmerzen, sondern weil man hilflos und untätig zusehen muß.

Erst jetzt begriff ich, warum die Leute einander immer wieder Gesundheit wünschen und sagen, die Gesundheit sei das Wichtigste im Leben.

Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie ich unter meiner Untätigkeit litt! Wenn keiner zu Hause war, kroch ich manchmal unters Kissen und heulte dort wie ein hungriger Köter.

Nur Pawluscha verstand mich richtig und bemühte sich, mich auf-

zuheitern und zu trösten, was ihm aber nur schlecht gelang. Ich war ihm natürlich dankbar für sein Mitgefühl, aber Worte konnten mir nicht helfen. Ich war immer noch schlapp und kraftlos. Wenn ich ein wenig im Zimmer auf und ab ging, fing ich an zu schwitzen, der Kopf drehte sich mir, und es zog mich wieder ins Bett.

Dabei tat mein Fuß gar nicht mehr so weh, ich hatte kein Fieber, statt aber auf die Beine zu kommen, sackte ich immer mehr zusammen. Ich gelangte zu dem Schluß, daß ich wohl nie wieder richtig gesund werden würde, verlor den Appetit, hatte keine Lust zum Lesen oder zum Radiohören und starrte nur noch apathisch an die Decke. Niemand sah es, denn ich war den ganzen Tag allein. Jaryschka, die sich um mich kümmern sollte, hielt es nicht in der Stube, und ich machte ihr keinen Vorwurf daraus: Wenn sie krank war, saß ich auch nicht lange an ihrem Bett.

Morgens, wenn sie mir das Frühstück brachte, blickte sie mich treuherzig an wie ein kleines Hündchen und bat schüchtern: «Jawa, kann ich ein bißchen . . . ?»

Ich nickte seufzend. Polternd schob sie das Fahrrad aus dem Flur in den Hof, und ich sah sie erst zum Mittag wieder. Sie wollte so viel wie möglich umherkutschieren, solange ich krank war, weil sie ahnte, daß sie später keine Gelegenheit mehr dazu haben würde.

Früher war sie auf dem Hof umhergefahren, jetzt aber schob sie das Rad schnell auf-die Straße, um meinen Vorhaltungen über ihre Fahrweise zu entgehen. Es war mir schon fast gleichgültig. Ich hatte meinen «Rappen» bereits abgeschrieben.

Manchmal brachte Pawluscha auch andere Jungen mit, die aber stets so in Eile und so beschäftigt waren, daß sie kein Interesse für mich hatten und mir ihr Besuch so keine Freude bereitete.

Zweimal kam Halyna Sydoriwna, aber ihre Anwesenheit machte mich so verlegen, daß ich erleichtert aufatmete, als sie wieder gegangen war.

Eines Morgens fühlte ich mich unglücklich und einsam wie nie. Vielleicht auch deshalb, weil die Sonne besonders hell vom wolkenlosen Himmel strahlte. Jaryschka schob das Fahrrad aus dem Flur und sang laut vor sich hin.

Mein «Rappe» klapperte erst auf dem Hof, dann auf der Straße, und mit ihm entschwand meine rastlose kleine Schwester.

Ich steckte den Kopf ins Kissen und heulte.

Plötzlich kollerte etwas über den Fußboden.

Ich hob den Kopf. Vor meinem Bett lag ein Stein, an den mit rotem Band ein Zettel gebunden war. Ich stand auf, nahm den Zettel, entfaltete ihn, und mir stockte fast der Atem: Es war die gleiche ausgeschriebene Erwachsenenschrift wie in dem geheimnisvollen Brief! Vor Aufregung verschwammen die Buchstaben vor meinen Augen, und es dauerte einige Sekunden, bis ich das Geschriebene entziffern konnte.

«Lieber Freund!»

Wir wissen, was Dir in letzter Zeit passiert ist. Wir sind mit Deinem Verhalten zufrieden. Du hast Dich wie ein echter Soldat benommen. Wir freuen uns sehr, daß wir uns nicht in Dir getäuscht haben. Jetzt sind wir noch fester überzeugt, daß Du unseren Geheimauftrag ehrenvoll erfüllen wirst.

Die Überschwemmung und die Wetterlage verhinderten die Durchführung der geplanten Operation. Sie wird verschoben. Wir hoffen, daß Du schnellstens gesund wirst und wir keinen anderen Kandidaten zu suchen brauchen. Die geplante Operation ist geheim und von staatswichtiger militärischer Bedeutung. Die Preisgabe des Geheimnisses ist strafbar nach Paragraph 253 des Strafgesetzbuches der Ukrainischen SSR.

Dieser Brief ist sofort zu vernichten.

Ich erinnere: Vereinbartes Signal — ein weißes Fähnchen am Appellmast der Schule. An dem Tag, an dem das Fähnchen erscheint, hast Du Punkt neunzehn Uhr am Bunker im Wolfswald zu sein. Im Spalt über der Schießscharte werden Anweisungen für Dich liegen.

Wir wünschen Dir baldigste Genesung.

H. P. H.»

Als ich das las, schlug mir das Herz bis zum Hals.

Die drei Unbekannten hatten sich wieder gemeldet!

Gerade heute hatte ich an sie gedacht. Ich hatte sie nicht vergessen. Die Ereignisse jener schrecklichen Nacht und die Krankheit hatten meine Gedanken daran nur verdrängt. Es schien, als wäre das nicht mir passiert, sondern ich hätte es irgendwo gelesen oder im Kino gesehen.

Immer mehr war ich zu der Überzeugung gelangt, daß das Ganze nur ein Scherz war, den sich jemand mit mir erlauben wollte. Aber wozu?

Ich hatte mehrere Male beschlossen, endlich mit Pawluscha über die Geschichte zu sprechen, aber jedesmal kam im letzten Moment irgend etwas dazwischen: Entweder stand Pawluscha gerade auf, um zu gehen, oder jemand trat ins Zimmer, oder mir selber kam plötzlich der Gedanke: Und wenn es wirklich ein militärisches Geheimnis ist? Mich beunruhigte stark, daß Pawluscha selber hartnäckig schwieg. Zweimal versuchte ich herauszubekommen, wohin er damals mit seinem Rad gefahren sei, aber beim ersten Mal lenkte er geschickt auf ein anderes Thema über, und beim zweiten Mal, als ich ihm ganz direkt sagte, ich hätte gesehen, wie er abends in Richtung Wald gefahren sei, sah er mich nur unschuldig an und sagte: «Ich kann mich gar nicht erinnern... vielleicht nach Didiwstschyna... Ich weiß nicht mehr...» Das kam so offenherzig, so naiv, daß ich ihm geglaubt hätte, hätte ich ihn an jenem Abend nicht mit eigenen Augen gesehen.

Und nun...

«Die Preisgabe des Geheimnisses ist strafbar nach Paragraph 253 des Strafgesetzbuches der Ukrainisches SSR.»

Jetzt war klar, warum Pawluscha schwieg.

Aber wie erfahre ich nun, ob das Fähnchen auf dem Mast gehißt ist, wenn ich hier liege? dachte ich.

Ich muß unbedingt mit Pawluscha reden. Ist er mein Freund oder nicht? Ich bin sogar bereit, mich zusammen mit ihm nach Paragraph 253 zu verantworten und mit ihm meine Gefängnisstrafe abzusitzen (aber nur in einer Zelle). Aber ob wir überhaupt sitzen müssen? Ja, wenn ich einem Feind mein Geheimnis anvertraute, aber er ist doch mein Freund! Außerdem habe ich noch gar nichts zu verraten. Ich weiß ja selbst noch nicht, worin das Militärgeheimnis besteht. Vielleicht weiß Pawluscha mehr? Dann soll er es mir verraten. Wenn er es nicht tut, ist er nicht mein Freund. Ob er's der Hrebenjutschka erzählt hat? Sollte das passiert sein, will ich nichts mehr mit ihm zu tun haben.

Wenn ich sonst schon Pawluschas Erscheinen kaum erwarten konnte, könnt ihr euch vorstellen, wie ungeduldig ich jetzt auf ihn wartete. Als ich im Hof seine Stimme vernahm, fuhr ich in meinem Bett hoch. Er rief immer schon von draußen laut «Hallooo! Jawaaa!», um kundzutun, daß er käme.

Keuchend und erhitzt stürzte er ins Zimmer und rief mir bereits von der Schwelle aus zu: «Du, Alter! Eben haben wir Paschkos Erdkeller freigeschaufelt. Du glaubst es nicht, aber wir haben einen Topf gefunden, in dem noch Teigtaschen waren, mit Kirschen gefüllt! Wir haben sie gekostet, sie waren frisch, als wären sie erst gestern gekocht. Dabei ist über eine Woche vergangen. Ist das nicht toll? Ich frag mich, wieso da kein Wasser reingeraten ist. Vielleicht ist gleich Erde auf den Deckel gefallen. Nur die obersten sind ein bißchen naß gewesen, aber die darunter waren klasse! Ich hab fünf Stück verputzt. Hmm, eine Wucht! Was hast du? Fühlst du dich nicht wohl?»

«Doch, doch», erwiderte ich. Ich wollte keine Zeit verlieren, weil Jaryschka jeden Augenblick kommen konnte.

«Pawluscha», sagte ich und blickte ihm forschend in die Augen. «Bist du mein Freund? Sei ehrlich!»

«Na klar bin ich dein Freund.»

«Würdest du mit mir zusammen ins Gefängnis gehen?»

«Nanu!» Er lachte verwirrt. «Bist du etwa in den Dorfladen eingebrochen?»

«Nein, im Ernst, würdest du?»

Er runzelte die Brauen.

«Natürlich, das weißt du doch.»

«Na, dann lies das hier!» Ich hielt ihm den Brief hin.

Während er ihn überflog, wandte ich keinen Blick von ihm. Zuerst wurde er blaß, dann rot, dann schüttelte er zweifelnd den Kopf. Als er fertig war, sah er mich an und sagte seufzend:

«Tja H. P. H. . . . Also du auch. Ich verstehe nichts.»

«Du hast also auch so einen Brief gekriegt? Und hast geschwiegen?»

Pawluscha hob verlegen die Schultern.

«Wann sollte ich es dir sagen? Vorher... du weißt selber... Und dann bist du krank geworden und durftest dich nicht aufregen.»

«Ich darf mich sehr wohl aufregen! Ich muß mich sogar aufregen! Ich darf hier nicht länger rumliegen, ich halt das nicht aus. Los, er-

zähle!» Ich setzte mich auf, meine Wangen brannten. Ich fühlte mich mit einemmal belebt und voller Energie.

«Na ja... Ich geh also die Straße entlang, da kommt mir ein Offizier auf einem Motorrad entgegen, hält an. «Bist du Pawluscha Sawhorodni?» fragt er, übergibt mir einen Briefumschlag und ist wie der Blitz verschwunden. Er trug Helm und Brille, sein Gesicht war nicht zu erkennen.»

«Stimmt.»

«Ich mach den Umschlag auf. «Lieber Freund... geheime Sache... Du mußt zum Bunker im Wolfswald kommen... in der Schießscharte sind Anweisungen»... und so.»

«Im Spalt über der Schießscharte.»

«Stimmt.»

«Und wann?»

«Punkt zwanzig Uhr.»

«Bei mir stand Punkt neunzehn Uhr.»

«Sie wollten also nicht, daß wir uns treffen. Warst du dort?»

«Natürlich. Aber erzähl du zuerst.»

«Ich fahr also zum Bunker, da packt mich einer am Schlafittchen - Mitja Iwanow, der Soldat, du weißt schon. Wo willst du schon wieder hin? fragt er. (Bist du völlig übergeschnappt?) Jetzt ist mir klar, daß du vor mir dagewesen bist. Damals wunderte ich mich, warum er (wieder) sagt. Am meisten aber hat mich gewundert, daß ich nicht bis zum Bunker durchkam. Sie fordern einen auf hinzukommen und stellen selbst einen Posten auf, dachte ich. Übrigens stand an der Straße ein Motorrad, und im Gebüsch war außer Mitja Iwanow noch jemand, vielleicht sogar der Mann, der mir den Brief ausgehändigt hatte ... Ich hab ihn nicht gesehen, hab nur seine Stimme gehört. Ich wurde ganz nervös, dachte, was wollen die von mir? «Ach so>, rief ich laut, (ihr wollt mich nicht durchlassen, dann fahr ich eben wieder nach Hause. Hört ihr? Nach Hause!> Und da ertönte es aus dem Gebüsch: «Richtig!» Na, denke ich, wenn's so ist, dann tschüs und winke-winke, hab mich aufs Rad gesetzt und bin ab nach Hause.»

«Und . . . wie ging's weiter?»

«Wart's nur ab! Am nächsten Tag geh ich zum Malzirkel, schlage meinen Block auf – da liegt ein Brief drin. Wieder (H. P. H.). (Die

«Wieder um zwanzig Uhr?»

«Ja. Mich überlief es ganz heiß. Unsere Malblöcke bleiben nämlich in der Schule. Nach jeder Stunde sammelt der Gruppenälteste sie ein, und Anatoli Dmytrowytsch schließt sie in den Schrank. Wie der Brief da hineingelangt ist, weiß ich nicht. Es kann nur nachts jemand in die Schule eingedrungen sein, sich den Schrankschlüssel genommen und den Brief in den Block gelegt haben. Aber die Schule ist den Sommer über abgeschlossen, Oma Marussja übernachtet dort, und der entgeht nichts, die hört sogar 'ne Fliege an der Wand. Also, ich weiß wirklich nicht . . .»

«Na, das ist doch 'n Klacks. Oma Marussja kann man einschläfern. Das ist halb so schlimm.»

«Und wie war's bei dir?»

«Na, bei mir...» Ich berichtete Pawluscha ausführlich vom Brief, von meiner (Exkursion) durchs Armeegelände, vom Telefongespräch.

«Was soll nun das Ganze? Was meinst du?» fragte Pawluscha, als ich fertig war.

«Ich weiß nicht, aber ich denke mir, daß es doch was mit militärischen Dingen zu tun hat. Vielleicht ist da irgendwas mit einem Geschütz oder einer Rakete passiert, wo kein Erwachsener reinkommt und nur ein Junge reinklettern kann.»

«Vielleicht...», meinte Pawluscha stirnrunzelnd. «Aber warum sollen wir beide kommen? Und zu verschiedenen Zeiten?»

«Weiß ich? Vielleicht ist einer von uns die Hauptperson, der andere das Double. Bei den Kosmonauten gibt's doch auch so was.»

«Schon möglich», erwiderte Pawluscha. «Dann bist du also die Hauptperson und ich das Double.»

«Wieso?»

«Na, du warst doch eine Stunde vor mir hinbestellt.»

«Na und? Das bedeutet nichts. Vielleicht bist du der Erste. Ich glaube sogar, daß du es bist», versuchte ich ihm einzureden, obwohl

ich eigentlich überzeugt war, daß ich es sei. Warum sollte tatsächlich ein Double eine Stunde früher erscheinen?

«Und jetzt, nach meiner Krankheit, bist du ganz bestimmt der Erste!» versicherte ich. Auf einmal begriff ich, was ich da sagte. Wie konnte ich jetzt noch der Erste sein? Ich mußte schnellstens gesund werden, sonst würden sie mich nicht mal als Double nehmen!

Ich wälzte mich unruhig auf meinem Bett hin und her. Nein, ich fühle mich ja schon viel besser! Meine Arme sind gar nicht mehr so schlapp. Jetzt geht's aufwärts, wenn nichts dazwischenkommt!

«Hast du mit jemandem darüber gesprochen?» Ich sah Pawluscha fest in die Augen.

«Natürlich nicht.»

«Hast du ihr nichts erzählt?» Ich wollte ihren Namen nicht aussprechen, aber Pawluscha wußte sofort Bescheid.

«Na, weißt du . . .» Er errötete.

Mir fiel ein, daß er ja gar nicht wußte, daß ich die Hrebenjutschka mit Dreck bespritzt hatte (sie hatte es ihm nicht gesagt), und plötzlich erinnerte ich mich an die geheimnisvolle Gestalt in Halyna Sydoriwnas Garten.

«Hör zu», begann ich und erzählte ihm die Geschichte. Als ich fertig war, meinte er kopfschüttelnd: «Was bei uns auch alles passiert! Da soll sich einer zurechtfinden! Ich versteh überhaupt nichts mehr.»

27. KAPITEL

Die Ereignisse entwickeln sich schlagartig. Ist einer der drei Unbekannten etwa eine «sie»? Das kann doch nicht wahr sein! «Er will sie rauben.» Wir eilen zu Hilfe . . . Hassa!

Der menschliche Organismus ist ein merkwürdiges Ding. Da atmet einer kaum noch, kriegt kaum den Kopf hoch, sein Lebenslicht glimmt nur noch schwach — und auf einmal gewinnt er mit jeder Minute an Kraft und Energie. Wißt ihr, ich glaube, das Entscheidende für eine Genesung ist, daß man selber den Wunsch hat, gesund zu werden. Wenn man mit ganzer Kraft diesem Ziel zustrebt, wird man sehr schnell gesund. Das hab ich an mir selber festgestellt. Nach mei-

nem offenen Gespräch mit Pawluscha ging es rapide mit mir aufwärts.

Ich aß wie ein Scheunendrescher.

Einmal sagte die Gemeindeschwester: «Kranke wollen nur die Hälfte von dem essen, was man ihnen vorsetzt. Der Organismus ist sehr weise, er bestimmt selbst, was er braucht.»

Gott sei Dank, ich wollte alles essen, was man mir auftischte.

Einmal sah ich meinen Opa listig an und sagte: «Opa, mein weiser Organismus teilt mir eben mit, daß er Eis braucht.»

Mein Opa räusperte sich und witzelte: «Gevatter Andrej, du hast's wohl im Zeh? Du willst wohl, daß alles wieder von vorne anfängt, nachdem du gerade das Fieber hinter dir hast? Sag deinem Organismus, daß er nicht weise, sondern dumm ist, wenn er dir so was einredet. Werd erst gesund, dann kannst du Eis essen.»

Das beflügelte meinen Wunsch, schnell auf die Beine zu kommen. Ihr wißt doch, wie gerne ich Eis esse!

Am dritten Tag nach meinem Gespräch mit Pawluscha hörte die Gemeindeschwester mich mit ihrem kleinen, kalten Ohr ab, betastete meinen Fuß und sagte: «Du kannst ein bißchen rausgehen, aber lauf nicht viel rum, sonst erkältest du dich wieder.»

Ist das schön, anstelle der Zimmerdecke den unendlichen blauen Himmel über dir zu sehen und frische Luft zu atmen, die dir die Haut zärtlich streichelt, das Rauschen der Blätter in den Bäumen zu hören, unter den Füßen den federnden Boden zu spüren, die Straße entlangzuschlendern und vor dich hin zu lächeln, einfach weil die Sonne scheint, weil auf der Bank am Haus eine Katze schnurrt, weil ein Schwein mit der Schnauze in der Pfütze wühlt . . . Das Leben ist herrlich!

Als ich ein Stück die Straße entlangging, lenkten mich meine Schritte von selbst in Richtung Gagarinstraße, obwohl mir die Gemeindeschwester gerade das strengstens verboten hatte.

«Ich weiß, daß alle dort arbeiten, und das juckt dich», hatte sie gesagt. «Also, wenn ich dich dort erwische, nehm ich dich einfach beim Ohr und zerr dich nach Hause.»

Ich wußte, daß Ljuba Antoniwna das nicht einfach so daherredete. Doch ich war machtlos gegen meine Beine. Zunächst schlug ich allerdings einen Haken. Ich mußte doch beim Fahnenmast auf dem Schulhof vorbeigucken! Pawluscha hatte mir zwar versprochen, mehrere Male am Tag nachzusehen und mir sofort mitzuteilen, wenn's was Neues gäbe, aber wenn er arbeitete...

Auf dem Mast wippte eine Elster gewichtig mit dem langen Schwanz. Als sie mich sah, flog sie auf. Von dem weißen Fähnchen keine Spur.

Nun konnte ich beruhigt zur Gagarin-Straße spazieren.

Schon von weitem hörte ich fröhliche Baumusik: das Klingen der Äxte, das Klopfen der Hämmer, das Singen der Kreissäge, die von der Kolchostischlerei herbeigeschafft und unter einem provisorischen Schutzdach neben einem Lichtmast aufgestellt worden war. Überall duftete es harzig nach frischen Holzspänen, Leute eilten hin und her, trugen Bretter, Stämme, Werkzeug. In der Mehrzahl arbeiteten hier junge Leute, kurzgeschorene junge Burschen, nackt bis zum Gürtel. Nur an den grünen Hosen und den Stiefeln konnte man erkennen, daß es Soldaten waren. Die Mädchen und Jungen unserer Schule gingen ihnen zur Hand. Da waren Wassja Derkatsch, Stjopa Karafolka, Wowka Marunja, und Pawluscha war sicher auch irgendwo am Werk.

Sie reparierten Häuser und Schuppen oder zogen neue Zäune. Die Arbeit machte bestimmt Spaß: Der eine sang, der andere pfiff vor sich hin, jemand riß einen Witz, und alles lachte schallend.

Ich stand hinter einem überdachten Brunnen und schaute neidisch dem lärmenden Treiben zu. Ich wollte nicht, daß man mich hier sah, wenn ich schon selber nicht mitarbeiten konnte. Plötzlich hörte ich eine helle, klingende Stimme hinter mir.

«Oh! Du bist schon gesund? Gratuliere!»

Ich drehte mich um. Vor mir stand lächelnd die Hrebenjutschka mit einem Eimer in der Hand.

Ich errötete und runzelte die Brauen. Mußte gerade sie mich hier entdecken!

«Danke!» knurrte ich und trollte mich.

Abends startete ich eine Attacke auf meine Eltern.

«Wie lange soll ich eigentlich noch zu Hause rumhocken?» nölte ich. «Ich bin längst gesund und darf nichts! So muß man ja völlig verkümmern. Ich kann nicht mehr. Opa, du bist doch der Klügste von allen, sag, daß ich schon ganz, ganz gesund bin.»

Man hielt mir vor, wie dumm ich sei, daß ich selber nicht begreife, wie krank ich sei, daß es besser sei, noch einen Tag zu warten, als dann wieder auf der Nase zu liegen und so weiter und so weiter ...

Schließlich wurde es meiner Mutter zu bunt, und sie sagte: «Na meinetwegen! Morgen bleibst du noch zu Hause, und wenn übermorgen alles gut ist, kannst du ein wenig mithelfen, aber höchstens anderthalb Stunden, und nur leichte Arbeiten, du weißt ja...»

Der Tag, an dem man auf etwas wartet, ist immer der langweiligste und will nie vergehen. Genau wie die letzten Minuten auf dem Bahnhof, bevor der Zug abfährt: Man hat sich schon verabschiedet, der Lautsprecher hatte gemahnt: «Reisende, prüfen Sie nach, ob Sie die Fahrkarten bei sich haben, die Begleitpersonen verlassen bitte die Abteile!» Alles ist bereits gesagt: «Paß gut auf dich auf und schreib gleich, ja?», der Zug aber steht immer noch.

Ich wanderte über den Hof, strich durch die menschenleeren Gassen und langweilte mich schrecklich. Die Gagarinstraße mied ich beflissentlich. Ich hörte nur von weitem den Baulärm. Dafür zog es mich wie ein Magnet immer von neuem zum Fahnenmast der Schule, von dem nur während der Appelle festlich die Fahne weht. Sonst versuchten wir immer, irgendeine Mütze auf die leere Mastspitze zu schleudern. Das gelang sehr selten, aber wenn es klappte, war der glückliche Sieger am gleichen Tag in der ganzen Schule berühmt. Dann stand ein aufregender Wettstreit bevor: Wer holte die Mütze mit einem Stein wieder herunter? Jeder hatte drei Würfe. Dabei herrschte eine ganz strenge Ordnung. Versuchte einer, sie zu durchbrechen (etwa mehr als drei Steine oder außerhalb der Reihe zu werfen), setzte es Hiebe. Einmal hatte ich außerordentliches Glück gehabt. Ich hatte nicht nur die Mütze hinaufgeworfen, sondern sie auch wieder heruntergeholt, und sie gehörte ausgerechnet Karafolka, der immer mächtig damit angab. Es war eine weißgesprenkelte Schirmmütze mit einem Pompon obendrauf. An jenem Tag war ich wohl der glücklichste Mensch auf der Welt. Sogar jetzt, als ich mich beim Betrachten des Fahnenmastes an meinen Triumph erinnerte, wurde mir ganz warm ums Herz. Am liebsten hätte ich irgendwas hinaufgeschleudert.

Im Fenster des Pionierzimmers, das auf den Schulhof hinausging,

hingen immer Zeichnungen, die besten Arbeiten des Malzirkels. Anatoli Dmytrowytsch wechselte sie ständig aus.

Ich entdeckte neue Zeichnungen, die alle das Hochwasser zum Thema hatten: überflutete Häuser, Amphibienfahrzeuge, beladen mit Hausrat, Soldaten, die Leuten von den Dächern helfen...

Und auf einer Zeichnung – mir stockte der Atem, als ich sie betrachtete – auf einer Zeichnung war ich abgebildet!

Ein dunkles, fast bis zur Decke unter Wasser stehendes Zimmer, in der Ecke eine Ikone, vor der ein Lämpchen brennt, und mitten in der Stube, ans Lampenkabel geklammert — ich.

Das mußte Pawluscha gemalt haben! Er hatte das alles so genau wiedergegeben, als hätte er es selbst erlebt. Pawluscha ist ein echter Künstler! dachte ich begeistert. Er hat also doch Talent! Er wird Maler werden! Zum erstenmal stellte ich das neidlos fest. Bisher hatte ich es immer bezweifelt. Und zum erstenmal spürte ich, wie schön es ist, stolz auf seinen Freund zu sein.

Ich betrachtete die Zeichnungen eine ganze Weile. Es gab bessere, es gab schlechtere, aber mit Pawluschas konnte es keine aufnehmen.

Und der Schurke hatte mir nichts davon erzählt!

Ich geh gleich zu ihm, beschloß ich, sag ihm, daß er Talent hat, geb ihm aber danach eins hinter die Ohren, damit er sich nichts darauf einbildet. Einbildung schadet nämlich dem Talent. Begabte Leute müssen von Zeit zu Zeit eins hinter die Ohren kriegen!

Schon wollte ich den Schulhof verlassen, da entdeckte ich – die Hrebenjutschka! Sie war dabei, am Draht, an dem die Fahne hochgezogen wird, ein weißes Kopftuch zu befestigen.

Ich blieb wie angewurzelt stehen.

Einer der drei Unbekannten ist also die Hrebenjutschka!

Na so was! Aber wer von den dreien?

Hat sie sich das alles alleine ausgedacht? (H. P. H.) — Hanna Petriwna Hrebenjuk. Aber sie heißt ja nicht Petriwna, sondern Iwaniwna. Ihr Vater heißt Iwan Hnatowytsch. Und es ist nicht ihre Schrift, sondern die eines Erwachsenen. Und am Telefon hat ein Mann mit Baßstimme gesprochen. So eine Stimme kann sie nie und nimmer nachahmen. Den Brief hat mir ein Offizier auf einem Motorrad überreicht. Pawluscha auch.

Pawluscha?

Ist er etwa . . .

Vielleicht hat Pawluscha gar keinen Brief bekommen, sondern macht mit ihr gemeinsame Sache?

Er hat immerhin geschwiegen, bis ich als erster davon anfing.

\(\text{H} \) ist Hanna, \(\text{P} \) Pawluscha und \(\text{H} \) vielleicht Hryschka Bardadym oder so . . .

Ach, ich bin blöd!

Das kann doch nicht sein!

Pawluscha ist nicht so gemein! Sonst gibt's überhaupt keine Wahrheit mehr auf der Erde!

Pawluscha hat ihr höchstens von dem Brief erzählt, weil er es nicht für sich behalten konnte (wir waren ja damals noch verzankt). Oder sie hat seinen Brief selber gelesen. Sie ist ja Zirkelälteste und sammelt immer die Malblöcke ein. Genau!

Sie will sich einen Scherz erlauben, oder sie hat was eingerührt, um uns wieder auseinanderzubringen. Sie hat ja gesehen, daß wir uns vertragen haben, und das hat sie gewurmt. Diese Zimtzicke!

Ich mußte mich sehr beherrschen, um nicht zu ihr zu rennen und ihr eine zu kleben. Aber damit würde ich nur meine Niederlage zugeben. Nein, ich mußte mir etwas anderes einfallen lassen, damit sie begriff, daß ich sie am Fahnenmast gesehen hatte.

Ruhe, Jawa, nur Ruhe bewahren! Atme tief durch und halt dich fest in der Hand!

Die Hrebenjutschka zog am Draht, das weiße Tuch schwebte hinauf. Als es oben war, blickte sie sich spitzbübisch nach allen Seiten um und huschte auf die Straße. Mich sah sie natürlich nicht, ich stand hinter der Schulecke, zudem noch hinter einem Busch.

Fieberhaft überlegte ich, wie ich der Hrebenjutschka eine Lehre erteilen könne. Als erstes mußte ich das weiße Tuch vom Mast holen. Pawluscha durfte es nicht sehen. Wenn er nicht mit der Hrebenjutschka unter einer Decke steckte, würde er das Tuch für das verabredete Zeichen halten. Wenn er aber mit ihr gemeinsame Sache machte, würde er unruhig werden, warum kein Tuch auf dem Fahnenmast erscheine, und ich würde auf diese Weise alles rauskriegen.

Im Nu hatte ich das Tuch in der Tasche.

Es ging schon auf die Mittagszeit zu, bald würde Pawluscha nach Hause kommen. Ich beschloß, vor der Gartentür auf ihn zu warten. Er kam und kam nicht. Schon hatten seine Eltern Mittag gegessen und waren wieder zur Arbeit geeilt, schon hatten alle Nachbarn gegessen und waren ihren Dingen nachgegangen, Pawluscha aber erschien nicht. Ich wurde nervös. War ihm etwas zugestoßen? Doch da kam er angerannt, keuchend, zerzaust, die Augen glänzend vor Erregung.

«Hör dir das an! Du, hör dir das an . . .»

«Was denn? Was denn?» fragte ich. «Brennt's irgendwo, oder ist wieder Hochwasser?»

«Nein . . . nein . . . aber . . . er will sie rauben!»

«Wer? Wen?»

«Halyna Sydoriwna! Unsere Lehrerin!»

«Wer denn?»

«Der Oberleutnant.»

«Was für ein Oberleutnant?»

«Na, der Georgier mit dem Schnauzbart, der dich auf dem Amphibienfahrzeug mitgenommen hat!»

«Ist er verrückt geworden?»

«Er ist verliebt! Und weißt du, was sie für Sitten haben? Kannst du dich an den Film (Die kaukasische Gefangene) erinnern? Wenn so einem Janitscharen ein Mädchen gefällt, raubt er sie einfach, fesselt sie, schmeißt sie aufs Pferd, und ab geht's in die Berge! Kapiert?»

«Woher weißt du, daß er Halyna Sydoriwna rauben will? Erzähl mal richtig.»

«Ich hab's mit eigenen Ohren gehört! Die Mittagspause kam, weißt du, alle gingen auseinander. Ich wollte auch nach Hause, da seh ich, wie der Georgier immer um Halyna Sydoriwna herumscharwenzelt und ihr was zuflüstert. Sie wehrt ihn ärgerlich ab und will gehen, aber er läßt sie nicht durch. Das war auf Masurenkos Hof, wo der halbverdorrte Birnbaum steht, du weißt schon. Ich hab mich schnell im Mais versteckt, weil ich wissen wollte, wie's weitergeht. Und sie immerzu: «Nun geh doch, geh doch, ich bitte dich!» Und er: «Ich kann nicht länger warten! Ich raube dich einfach, verstehst du? Ja. Das krieg ich fertig.» Darauf sagte sie etwas, was ich nicht verstand, und er: «Heute um elf, nach dem Zapfenstreich!» Sie riß sich los und rannte weg. Er hieb mit der Hand heftig durch die Luft,

fluchte was in seiner Muttersprache, und seine Augen glühten wie bei einem Wolf. Wirklich!»

«Na so was!» staunte ich. «Er ist doch sonst ein ganz gutmütiger Kerl. Er hat Paschkos Jungen gerettet. Und überhaupt...»

«Das ist ein ganz Verwegener. Von dem kann man alles erwarten. Vielleicht ersticht er sie noch. Die haben doch alle Dolche bei sich.»

Mit einemmal erfaßte mich eine heiße Welle der Entschlossenheit. Nach soviel Tagen erzwungener Untätigkeit und Langeweile gierte ich geradezu nach Taten und leidenschaftlicher Anteilnahme.

«Wir müssen sie retten», rief ich.

«Wir allein?» Pawluscha sah mich ungläubig an. «Wie sollen wir denn mit dem Mann fertig werden?»

«Jeder von uns nimmt einen dicken Knüppel, und wenn wir's nicht schaffen, schlagen wir solchen Lärm, daß das ganze Dorf zusammenläuft. Der entkommt uns nicht.»

«Du darfst doch gar nicht mehr so spät aus dem Haus. Du bist noch krank.»

«Ach Quatsch! Heute ist der letzte Tag. Ich sag, daß ich dich besuchen will, du sagst deinen Eltern, du willst mich nach Hause bringen, und die Sache ist geritzt.»

Ich wurde ganz munter, weil mir so eine prima Idee gekommen war.

Wir verabredeten, daß Pawluscha abends nach der Arbeit in der Gagarinstraße zu mir kommen und mich zu sich einladen sollte. Ich wollte vorher ein paar schöne dicke Knüppel besorgen und sie im Garten am Zaun verstecken.

Dann lief Pawluscha schnell nach Hause, um Mittag zu essen, damit keiner auf der Baustelle dächte, er wolle sich vor der Arbeit drükken. Ich ging sofort ins Haselnußwäldchen, um die Knüppel zu holen.

Von der Hrebenjutschka erzählte ich Pawluscha nichts. Ich wollte ihm nicht die Laune verderben. Außerdem war mir plötzlich der Gedanke gekommen, sie könne mit dem Oberleutnant unter einer Decke stecken. Zumindest könnte er sie eingeschüchtert und gezwungen haben, ihm zu helfen. Vielleicht hatte er sich die Geschichte mit den Briefen ausgedacht, damit Pawluscha und ich ihm nicht im Wege

standen, wenn er Halyna Sydoriwna raubte. Der Mann im Garten mußte also er gewesen sein. Er wußte, daß Pawluscha und ich alles andere als Feiglinge sind. Gerade heute, da er Halyna Sydoriwna rauben wollte, hatte die Hrebenjutschka das weiße Tuch auf dem Mast gehißt.

Ich suchte lange im Wäldchen, bis ich zwei richtige Schlachtkeulen gefunden hatte.

Ich war fest entschlossen, unter Einsatz aller Kräfte zu kämpfen. Mich dürstete es geradezu nach Kampf. Oder würdet ihr zusehen, wenn eure Lehrerin geraubt wird? Na also! Obwohl sie uns Vieren verpaßt und auch mal aus der Klasse gejagt hat . . . Aber das Wassjukiwkajer Künstlertheater hat sie mit uns zusammen gegründet, und einen Ausflug nach Kiew hat sie mit uns gemacht, und gesungen hat sie mit uns und überhaupt . . .

Wenn jemand Sawa Kononowytsch, unseren pädagogischen Direktor, rauben wollte, würde ich natürlich keinen Finger krümmen. Oder unsere Mathe-Lehrerin, Iryna Samsoniwna. Ich würde noch Dankeschön sagen und mithelfen, sie zu fesseln. Aber Halyna Sydoriwna? Nein! Das laß ich nicht zu!

Zu Mittag aß ich ein riesiges Stück Fleisch, die Kartoffeln dagegen guckte ich gar nicht an. Mein Opa räusperte sich nur. Ich achtete nicht darauf. Ich brauchte Kräfte, und die kriegt man nicht von Kartoffeln, sondern nur von Fleisch. Das ist allgemein bekannt.

Abends ging alles glatt. Pawluscha kam, holte mich ab, wir spielten bei ihm bis halb elf Schach, und dann kam er mit raus unter dem Vorwand, mich nach Hause zu begleiten. Wir holten die Knüppel, schlichen in Halyna Sydoriwnas Garten und krochen ins Gesträuch, in dem sich damals Oberleutnant Paitschadse vor mir versteckt hatte. Daß ich nicht begriffen hatte, wer da herumgeschlichen war! Auf dem Weg hatte ich doch die Motorradspur gesehen!

Die Sträucher standen etwas erhöht, so daß wir den Garten, den Hof und das Haus überblicken konnten.

Zweimal trat Halyna Sydoriwna aus der Tür, einmal, um Wasser aus einem Eimer zu schütten, das andere Mal, um in den Keller zu gehen. Sie machte keinen nervösen Eindruck.

«Sag mal», flüsterte ich Pawluscha zu. «Bist du ganz sicher, daß er sie heute rauben will? Hast du dich auch nicht verhört?»

Kaum hatte ich das gesagt, als auf dem Weg ein Motorrad näher kam. Wir rückten dichter zusammen.

Das Motorrad hielt knatternd an, ein Stück vom Garten unserer Lehrerin entfernt.

Damit keiner was vermutet! kombinierte ich. Ich hätte es genauso gemacht.

Kurz darauf erschien Paitschadses Gestalt auf dem Pfad. Der Leutnant bewegte sich lautlos wie eine Katze.

Er betrat den Garten, huschte an unserem Gesträuch vorbei bis zum letzten Apfelbaum und begann wie eine Nachtigall zu trillern. Er ahmte sie so geschickt nach, daß man meinen konnte, es sei echter Nachtigallengesang, wenn nicht August gewesen wäre.

Eine Tür knarrte. Halyna Sydoriwna trat aus dem Haus. Verdammt, wie unvernünftig! Warum mußte sie rauskommen? So war es ein leichtes, sie zu rauben.

Er sprach leise, aber heftig auf sie ein, dann packte er sie unerwartet am Arm.

«Laß los!» sagte sie und versuchte sich freizumachen.

So, jetzt waren wir an der Reihe!

Ich stieß Pawluscha an, wir sprangen aus dem Gebüsch, warfen uns auf den Leutnant und holten beide gemeinsam, wie auf Kommando, mit unseren Knüppeln aus.

Bong! Bong!

Er ächzte nur auf, wankte, ließ Halyna Sydoriwnas Hand los und sank wie ein gefällter Baum um.

«Laufen Sie weg!» rief ich Halyna Sydoriwna laut zu.

Und . . . da geschah das Unglaubliche!

Statt wegzulaufen, warf sie sich neben dem Oberleutnant nieder, umfaßte ihn und schrie verzweifelt: «Rewas! Liebster! Was hast du? Lebst du?»

Ich konnte im Dunkeln Pawluschas Gesicht nicht sehen, mir jedenfalls klappte der Unterkiefer vor lauter Überraschung herunter.

Da zog der Leutnant, der immer noch am Boden lag, Halyna Sydoriwna an seine Brust und rief glücklich: «Halja! Ich lebe! Ich war noch nie so lebendig wie jetzt! Du hast (Liebster) gesagt! Ich bin dein (Liebster)? Ach, wie schön!»

Sie versuchte sich loszumachen, er sprang mit einem Satz auf die

Beine, begann, die Hände in die Seiten gestemmt, eine Lesginka zu tanzen und rief dabei: «Hass!... Hassa!... Ach, wie schön! Hassa!»

Dann kam er auf uns zugetanzt, umarmte uns beide und küßte uns. «Jungs! Meine lieben Jungs! Wie ihr mir geholfen habt! Danke!

Danke!»

Unerwartet ließ er uns frei und wurde ernst.

«Jungs», erklärte er mit heiserer, gedämpfter Stimme. «Jungs! Ich liebe eure Lehrerin. Jawohl, ich liebe sie. Ich möchte, daß sie meine Frau wird. Aber sie behauptet, das sei unpädagogisch. Versteht ihr das? Liebe soll unpädagogisch sein? Ja? Eure Mütter hätten eure Väter also nicht heiraten dürfen, weil das unpädagogisch ist? Oje!» Er machte eine scherzhaft drohende Gebärde zu Halyna Sydoriwna hin, legte ihr zärtlich den Arm um die Schultern. «Also, nun wissen sie doch alles, ja. Jetzt gibt's nichts mehr zu verheimlichen. Das ist nicht meine Schuld. Morgen, ja, gleich morgen schreib ich meiner Familie. Basta!»

Halyna Sydoriwna schwieg mit gesenktem Kopf. Wie mochte ihr, die uns gewöhnlich tadelte, zumute sein, als sie sich das in unserem Beisein anhören mußte! Ich wollte irgendwas sagen, um sie aus dieser Lage zu befreien, aber mir wollte absolut nichts einfallen, in meinem Kopf war es leer, wie bei einem Bettler im Bauch.

Da erhob sich Pawluscha auf Zehenspitzen, besah sich die Stirn des Oberleutnants und sagte: «Entschuldigen Sie bitte, aber . . . aber Sie haben da Blut auf der Stirn.»

«Wo? Wo?» Halyna Sydoriwna geriet sofort in Bewegung. «Ja, wirklich! Das muß ich gleich verbinden.»

Klasse, Pawluscha!

«Hier, nehmen Sie das!» Ich holte das weiße Tuch aus der Hosentasche.

Halyna Sydoriwna griff danach.

«Kommt schnell ins Haus. Hier kann ich nichts sehen. Die Wunde muß ausgewaschen und mit Salbe bestrichen werden.»

Pawluscha und ich zögerten: Sollten wir mitgehen oder auf dem Hof bleiben oder überhaupt von hier verschwinden?

Paitschadse schob uns an.

«Kommt, Jungs, kommt!»

Im Haus rannte Halyna Sydoriwna aufgeregt von der Stube in die Küche und wieder zurück, Schranktüren klappten auf und zu, etwas klirrte, rann auseinander... die Salbe aber konnte sie nicht finden.

Der Oberleutnant folgte ihr mit verliebten Blicken, und wir sahen den Oberleutnant reuevoll an.

Auf dem kurzgeschorenen Kopf ragten zwei dicke Beulen, und aus den Haaren rann ein dünner Blutfaden auf die Stirn.

Endlich hatte Halyna Sydoriwna die Salbe gefunden und machte sich daran, den Oberleutnant zu verarzten.

Während sie ihm behutsam und zärtlich mit warmem Wasser die Beulen betupfte und sich sein Gesicht dabei verklärte, dachte ich: Was sind doch die Lehrer für naive Leute! Sie glauben, daß wir Kinder sind, daß wir nichts verstehen. Ha! Fragt mal Pawluscha nach der Hrebenjutschka! Oder meint ihr, ich hätte Walka aus Kiew vergessen? Wir sind gar nicht so dumm, wie ihr denkt!

Der Oberleutnant tat uns leid.

Aber einen harten Schädel hat er! Wenn ich zweimal was über den Dez gekriegt hätte, wäre der auseinandergeplatzt wie eine Melone.

«Wir bitten vielmals um Entschuldigung», preßte ich hervor.

«Ja, entschuldigen Sie bitte», schloß sich Pawluscha an.

«Ach was, Jungs!» wehrte der Leutnant lachend ab. «Das sind die glücklichsten Minuten meines Lebens. Ja. Daran seid ihr schuld. Ja.»

«Wir hatten gedacht, Sie wollten sie rauben», murmelte ich.

«Und wollten Halyna Sydoriwna retten», murmelte Pawluscha.

«Retten? Wie? Retten? Hahaha!» Der Leutnant lachte hell auf. «Hörst du, Halja? Hörst du, was für Helden du in der Klasse hast? Also, die beiden sind in Ordnung! Du hast recht, die beiden dürfen sich nicht mehr zanken. Das werdet ihr auch nicht mehr, stimmt's? Eure Freundschaft soll so fest sein wie der Granit des Bunkers! Denkt euer Leben lang an diesen Bunker! Seid uns bitte nicht böse wegen des Geheimauftrages, nein? «H. P. H.» — Herassymenko. Paitschadse. Hrebenjuk. Aber alles, was ihr heute dort gelesen habt, ist die reinste Wahrheit.»

Pawluscha und ich sahen uns entgeistert an.

«Wo . . . sollen wir was gelesen haben?»

«Wie? Wart ihr heute denn nicht am Bunker?» erkundigte sich der Leutnant erstaunt.

Er sah Halyna Sydoriwna an, die fragend die Schultern hob.

«Und... das hier?» Halyna Sydoriwna hob das weiße Tuch, das ich ihr gegeben hatte. «Das ist doch mein Tuch. Ich hab's Hanna selber gegeben. O Jungs, da ist was schiefgegangen.»

Pawluscha schaute mich forschend an. Ich senkte den Blick.

«Das hab ich runtergeholt. Pawluscha weiß nichts davon. Ich hab zufällig gesehen, wie sie es befestigt hat, und dachte, sie hätte was erfahren und will uns wieder auseinanderbringen.»

«Na so was!» rief der Leutnant. «Im Gegenteil! Hanna hat sich das alles ausgedacht, um euch zu versöhnen! Sie ist ein prima Mädchen.»

Pawluscha errötete und senkte die Augen.

Mir fiel plötzlich ein, wie ich die Hrebenjutschka bespritzt hatte und sie zu Pawluscha gesagt hatte, ein LKW sei es gewesen.

Und ich errötete ebenfalls und senkte den Blick.

Mann, was bin ich blöd gewesen, sie für eine dumme Ziege zu halten, dabei ist sie ganz anders! Was muß sie von mir denken!

Ich bin ein Blödmann!

Keiner weiß das besser als ich.

LETZTES KAPITEL

in dem nach schönem Brauch klassischer Romane unsere Geschichte mit einer Hochzeit endet

Am nächsten Tag verbreitete sich im Dorf mit Windeseile die Nachricht, daß unsere Klassenlehrerin Halyna Sydoriwna Herassymenko den Oberleutnant Rewas Paitschadse heiraten will.

Vor Überraschung sperrten alle Mund und Nase auf. Keiner hatte je etwas bemerkt oder geahnt. Alle kannten Halyna Sydoriwna als stolze, unnahbare Frau, die auf ihre Unabhängigkeit bedacht ist.

Viele waren schon in sie verliebt gewesen.

Sie aber schritt durchs Dorf wie eine Zarin, und keiner wagte sich an sie heran. Zaghafte Annäherungsversuche belachte sie nur.

Und nun stellte sich heraus, daß sie schon seit einem Jahr diesen

Oberleutnant liebte, es aber weder ihm noch sonst jemandem auf der Welt gestanden hatte. Sie verbot ihm, sich in der Öffentlichkeit ihr zu nähern, weil sie der Meinung war, eine Lehrerin habe nicht das Recht sich zu verlieben, das erniedrige sie in den Augen ihrer Schüler, untergrabe ihre Autorität und wirke sich negativ auf die Erziehung hoher moralischer Eigenschaften aus.

Wer weiß, wie lange sie den Oberleutnant und sich selbst gequält hätte, wären nicht Pawluscha und ich gewesen!

Aber jetzt gab's kein Halten mehr! Ein einziges Wort, das ihr in unserer Gegenwart entschlüpft war, öffnete den Weg zu ihrer Eroberung.

Unsere Halyna Sydoriwna sollte heiraten!

«Na, schenke der liebe Gott ihr Glück», sagten die alten Frauen.

«Er ist anscheinend ein guter Junge.»

«Er soll vernünftig und gutmütig sein.»

«Und trinkt nicht . . .»

«Und anständig ist er . . .»

«Er ist einfach ein Held! Schließlich hat er ein Kind gerettet!»

«Ich würde meinen Karp lieber heute als morgen gegen den eintauschen.»

«Na, so einer nimmt dich doch gar nicht, weil du immer eitrige Augen hast.»

«Als ob du schöner wärst! Bist ja selber schief und krumm und schniefst ewig durch die Nase!»

«Hört endlich damit auf, ihr Hennen!»

«Vor dreißig Jahren hättet ihr Grund gehabt, euch darüber in die Haare zu kriegen, jetzt ist es zu spät. Bringt lieber eure Enkeltöchter unter die Haube!»

«Ich sag's doch! Möge der liebe Gott ihr Glück schenken!»

«Bloß schade, sie war so eine gute Lehrerin. Keiner ist mit diesen Gangstern so fertig geworden wie sie. Eine andere hätte ihnen nicht mal Lesen und Schreiben beigebracht. Und sie könnten in der Arbeitseinheitenliste nur ihre Kreuzchen kritzeln.»

«Sein Regiment soll ja im Winter bei Kiew stehen.»

«Dann werden sie also in einer Kaserne wohnen.»

«Ach was! Verheiratete Offiziere kriegen eigene Wohnungen mit Gas, Bad, Kühlschrank und allem Drum und Dran.»

«In einem Jahr geht er zur Akademie. Dann wird er auf General studieren.»

«Soll der liebe Gott ihnen Glück schenken!»

Uns wollte es kaum in den Kopf, daß Halyna Sydoriwna bald nicht mehr unsere Lehrerin sein würde. Unsere ganze Klasse traf sich, und wir besprachen erregt das ungewöhnliche Ereignis. Schließlich heiratet die eigene Klassenlehrerin nicht jeden Tag! Und was für eine Klassenlehrerin! Sie hatte uns von der 1. Klasse an unterrichtet, sie kannte uns wie kein anderer, wir waren — trotz der Vieren und der Aufforderungen, den Klassenraum zu verlassen — an sie mehr gewöhnt als an eine leibliche Tante, denn die Tante sieht man höchstens zu den Feiertagen, die Lehrerin aber von morgens bis abends.

Bei unserem Treffen kam nichts heraus. Wir murmelten nur (hmm) und (tja) und bohrten mit den Zehen im Sand herum. Einer (ich glaube, Antontschyk Mazijewsky) versuchte, ein paar Witze zu reißen, kicherte, wurde aber sofort scharf zurechtgewiesen und sagte kein Wort mehr.

Schließlich sprach die Hrebenjutschka mit bebender Stimme in das allgemeine Schweigen hinein: «Nie wieder wird's so eine Klassenlehrerin geben! Nie! Egal, wen wir kriegen.»

Mit einemmal begriffen wir, daß Halyna Sydoriwna schon nicht mehr zu uns gehörte, daß wir uns für immer von ihr trennen müßten.

Wir senkten die Köpfe, und wieder trat bedrückende Stille ein.

«Wißt ihr was», sagte Pawluscha nach einer Weile leise. «Wir müssen sie so verabschieden, daß sie uns ihr Leben lang in Erinnerung behält.»

«Richtig», stimmte ich zu.

«Richtig», fiel die Hrebenjutschka ein,

«Richtig», wiederholte Karafolka.

Und alle sagten der Reihe nach «richtig», als ob es kein anderes Wort mehr auf der Welt gab.

«Festlich muß es sein», schlug Pawluscha vor. «Wir versammeln uns alle in der Klasse, Blumen, kleine Reden und so...»

«Richtig», sagte ich noch einmal. «Und . . .»

Ich wollte Pawluschas Worte ergänzen, aber mir fiel dummerweise

nichts Vernünftiges ein. Ich hatte jedoch schon «und» gesagt, mußte also weiterreden. «... richtig!» fuhr ich fort.

Niemand lachte, keinem war nach Späßen zumute.

Wir beschlossen, eine Sonderkommission zu bilden, die das Festprogramm für Halyna Sydoriwna vorbereiten sollte. Gewählt wurden Stjopa Karafolka, Kolja Kaharlyzky und die Hrebenjutschka. Weder Pawluscha, von dem doch die Idee stammte, noch ich kamen in die Kommission. Wahrscheinlich meinten alle, wir wären für so eine ernsthafte Angelegenheit nicht geeignet. Aber man kann ja nicht protestieren und sich selbst als Kandidat vorschlagen.

Wir beschlossen, die Abschiedsfeier am Tag vor ihrer Hochzeit durchzuführen.

Zeit zur Vorbereitung war genug - fast zwei Wochen.

Pawluscha und ich schwangen uns erst einmal auf die Räder und jagten in den Wolfswald. Schließlich mußten wir erfahren, was uns die «drei Unbekannten» geschrieben hatten, auch wenn das Geheimnis schon gelüftet war.

Am Bunker war es still, fast unheimlich. Unwillkürlich traten wir leise auf.

Pawluscha schob seine Hand in den Spalt über der Schießscharte und holte eine Plasthülle hervor, in der ein Zettel lag.

Pawluscha faltete ihn auseinander. Wieder die ausgeschriebene Handschrift, mit leicht nach links geneigten Buchstaben – Oberleutnant Paitschadses Schrift.

Wir setzten uns auf einen kalten, bemoosten Granitbrocken, ich legte Pawluscha den Arm um die Schultern, und wir lasen stumm.

«Lieber Jawa, lieber Pawluscha! Es ist sehr schön, daß Ihr Euch wieder vertragen habt. Unser Geheimauftrag erübrigt sich damit, denn wir haben ihn nur ausgedacht, um Euch zu versöhnen. Wir hoffen, Ihr seid uns deswegen nicht böse.

Wir wünschen Euch von ganzem Herzen, daß Ihr immer zusammenhaltet und einander beisteht — jetzt und auch später, wenn Ihr groß seid.

Freundschaft ist etwas Schönes und Kostbares. Hegt und pflegt Eure Freundschaft! Ein Freund, den man in der Kindheit gewonnen hat, ist oft der treueste und beste Freund fürs ganze Leben. Und ein Leben ohne Freunde ist freudlos und leer, auch wenn es lange dauert. Füreinander dazusein, etwas für einen Freund zu tun, gehört nun mal dazu, wenn man ein guter und glücklicher Mensch sein will.

Denkt daran, Jungs!

Möge Eure Freundschaft fest sein wie diese Steinbrocken des Bunkers, der ein Denkmal echter Soldatenfreundschaft, einer Freundschaft bis zum letzten Blutstropfen ist.

Nachdem wir den Brief gelesen hatten, saßen wir eine ganze Weile reglos da.

Genau wie damals auf dem Dachboden der Oma Mokryna, als Pawluscha mich aus dem Wasser geholt hatte, spürte ich mit einemmal eine heftige, ungestüme Freude darüber, daß er neben mir saß, daß er mein Freund war, daß wir uns versöhnt hatten.

Wie konnte ich mich nur mit ihm verzanken! Nicht mit ihm reden! Und an ihm vorübergehen wie an einem Fremden!

So was Hirnverbranntes!

Aber... diesen Brief soll die Hrebenjutschka geschrieben haben? Das will mir nicht in den Kopf!

Entschuldigt, aber ich kann mich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß die Hrebenjutschka auf einmal so ein nettes Mädchen sein soll!

So was gibt's nur in Büchern, daß der Held sich plötzlich um einhundertachtzig Grad dreht, daß aus einem bösen Menschen ein guter wird, aus einem guten ein böser, daß man jemanden gehaßt hat und nun auf einmal liebt und umgekehrt.

So schnell geht das bei mir nicht.

Das geht nur schrittweise.

Ich muß mich daran gewöhnen.

Natürlich hat nicht die Hrebenjutschka, sondern Halyna Sydoriwna den Brief geschrieben, das heißt, geschrieben hat ihn Paitschadse, aber aufgesetzt und diktiert hat ihn Halyna Sydoriwna. Paitschadse kann gar nicht so gut Ukrainisch.

Also hat auch Halyna Sydoriwna ihm die Unterhaltung am Telefon vorgeschrieben, und er hat das Ganze langsam vom Blatt abgelesen, damit der Akzent nicht zu hören ist.

Überhaupt haben sie sich das ziemlich einfach vorgestellt. Sie

wollten uns mit diesen geheimnisvollen Anweisungen ein wenig nekken, wollten uns getrennt an ein und dieselbe Sache heranführen (daher auch die unterschiedlichen Treffpunktzeiten!), um uns dann zusammenzubringen und uns zur Versöhnung zu zwingen.

Geplant war, daß wir den Bunker nach und nach freilegen und ihn in ein Museum umgestalten sollten. Paitschadse hatte an Ort und Stelle sogar einen kleinen Pionierspaten versteckt.

Aber alles kam anders.

Nachdem Paitschadse uns die Briefe ausgehändigt hatte, waren überraschend militärische Übungen anberaumt worden.

In der Armee ist das immer so. Niemand ahnt etwas, und plötzlich heißt es Alarm! – Bereitschaftsstufe eins! Dann muß die Armee in Sekundenschnelle gefechtsbereit sein.

Nur gut, daß Paitschadse mit seiner Abteilung als Wache im Objekt bleiben mußte.

Halyna Sydoriwna hatte ihm gesagt: «Mach, was du willst, ich möchte nur, daß meine Jungen nicht unnötig in Aufregung versetzt werden!»

Daher war er abends, nachdem er uns am Bunker getroffen hatte, zu ihr gefahren. Dort hatte ich ihn im Garten aufgespürt und verscheucht (allerdings hatte er im Gebüsch abgewartet, bis ich weg war, und Halyna Sydoriwna dann doch aufgesucht).

Am Morgen darauf rief er mich an.

Pawluschas Brief hatte die Hrebenjutschka heimlich in dessen Malblock gelegt.

Überhaupt hat sie uns die ganze Geschichte eingebrockt. Sie konnte nicht mit ansehen, wie Pawluscha sich quälte und litt. Er hatte also auch gelitten! Und ich Dussel hab ihn noch Judas genannt!

Die Hrebenjutschka beschloß, uns zu versöhnen. Aber allein schaffte sie es nicht, weil sie wußte, daß ich sie nicht leiden mochte. So ging sie zu Halyna Sydoriwna, bat sie um Rat, und diese spannte ihren Oberleutnant in die ganze Angelegenheit ein. Zu dritt erarbeiteten sie dann den Aktionsplan.

Die Hrebenjutschka hatte den beiden erklärt: «Wir müssen uns was Originelles einfallen lassen, denn die beiden sind gewitzt, die gehen nicht so schnell auf den Leim. Man müßte es mit einem Geheimauftrag versuchen. Auf solche Dinge beißen sie an.»

Na und? Welcher Junge mag keine geheimnisvollen Aufträge oder Operationen?

Aber die Idee mit dem Freilegen des Bunkers war doch naiv. Wir hätten sofort gemerkt, daß man das nicht ernst nehmen kann, und der Plan wäre gescheitert.

«Stimmt's, Pawluscha?»

«Na klar.»

«Wenn wir uns so was einfallen lassen müßten, wir würden vielleicht was raushauen!»

Ich weiß jetzt zum Beispiel nicht, was diese Kommission da ausheckt, in die wir nicht gewählt wurden. Natürlich sind das alles sehr gute, ernsthafte, positive Schüler, aber Phantasie haben die nicht die Bohne!

Hier muß man sich was Grandioses, was Niedagewesenes, was mit kosmischen Maßstäben einfallen lassen!

«Du, Pawluscha, hör mal zu!» rief ich plötzlich aus.

Und ich begann ihm in fliegender Hast meine Idee darzulegen.

«Prima, Jawa!» rief er. «Prima! Du bist ein Genie! Ich hab doch immer gesagt, daß du ein Genie bist!»

«Aber niemand darf etwas davon erfahren», sagte ich. «Die sollen ruhig ganz offiziell alles vorbereiten. Wir machen unseren Kram allein.»

«Das wird unser Geheimnis sein», fügte Pawluscha hinzu. «Das Geheimnis der zwei Unbekannten!»

«Genau!»

Wir begannen noch am selben Tag mit unseren Vorbereitungen, denn das, was wir vorhatten, erforderte viel mühselige Kleinarbeit und Zeit.

Bloß gut, daß der Wiederaufbau der Gagarinstraße abgeschlossen war, denn sonst hätten wir es nicht geschafft. Die Straße sah noch schöner aus als vor der Überschwemmung.

Jetzt aber bereitete sich das ganze Dorf auf die Hochzeit vor.

So eine Hochzeit hat bei uns noch niemand erlebt!

Eine überall beliebte Lehrerin heiratet einen tapferen Oberleutnant, der mit seinen Soldaten selbstlos während der Überschwemmung geholfen hat!

Der Kolchosvorstand entschied einstimmig, daß die Hochzeit vom

ganzen Dorf gefeiert werden sollte, und die vielen Helfer aus der Armee wurden dazu eingeladen.

Im Kolchosgarten zimmerten die Tischler eine Tafel, fast einen Kilometer lang, an der das ganze Dorf und seine Gäste Platz finden würden. Sie war sogar «radiofiziert»: Alle zehn Meter standen Mikrofone, und an den Bäumen hingen Lautsprecher, damit jeder, der einen Trinkspruch ausbringen wollte, von allen zu hören war.

Klasse!

Pawluscha und ich aber trafen unsere eigenen Vorbereitungen . . .

Drei Tage vor der Hochzeit kamen die Angehörigen und Freunde des Bräutigams aus Georgien an. Es waren mindestens einhundert Personen. Bis Kiew hatten sie sich eine Tu-104 und von Kiew aus drei Busse und ein Gütertaxi gemietet. In diesem Taxi wurden zehn Fässer grusinischer Wein und wer weiß wieviel Kästen Mandarinen, Apfelsinen, Granatäpfel und andere georgische Herrlichkeiten befördert.

Klasse!

Pawluscha und ich aber trafen unsere eigenen Vorbereitungen . . .

Die Laienkünstler unter der Leitung des Klubleiters Andri Kekalo übten nächtelang ein Programm für das Hochzeitsfest ein. Dabei war der Clou des Ganzen ein neugebildeter Rentnerchor.

Kekalo hatte irgendwo gelesen, daß es in Georgien so einen Chor gäbe, und sofort beschlossen, auch bei uns einen zu gründen.

Erstaunlicherweise folgten unsere Omas und Opas bereitwillig seinem Aufruf. Ein beachtlicher Chor kam zustande, denn alte Leute gibt's bei uns viele. Unser Nachbardorf heißt ja direkt so: Didiwstschyna — «Opadorf». Bei uns leben die Leute lange. Oma Tryndytschka zum Beispiel hat schon einhundertzehn Jährchen auf dem Buckel, und achtzig, neunzig ist bei uns überhaupt nichts. Ein Professor aus dem Institut für Altersforschung in Kiew war mal bei uns und sagte, das hätten wir unserem guten Wasser, der frischen Luft und der Arbeitsliebe zu verdanken, und weil's keine bösen Menschen bei uns gibt.

Ich glaube, der Hauptgrund liegt darin, daß bei uns alle gerne lachen und fröhlich sind.

Lachen ist eben gesund!

Dieser Rentnerchor, hieß es, studiere nun lustige, muntere Lieder ein.

Klasse!

Pawluscha und ich aber trafen unsere eigenen Vorbereitungen . . . Und dann kam der Tag vor der Hochzeit.

Unsere ganze Klasse traf sich morgens auf dem Schulhof, und die Kommission teilte uns die Ergebnisse ihrer Arbeit mit.

Sie hatte folgendes beschlossen:

Zuerst wird die Klasse festlich geschmückt, das heißt, so wie zu den Prüfungen: rotes Tuch auf dem Tisch, Blumen darauf, ebenso auf den Fensterbrettern, von der Tür aus ein Läufer...

Dann gehen wir nach Hause und ziehen uns um. Jeder bringt einen Blumenstrauß mit und setzt sich auf seinen Platz. Punkt zwei Uhr (so wie zum Stundenbeginn — wir hatten im letzten Schuljahr in der zweiten Schicht Unterricht) kommt Halyna Sydoriwna. Sie wurde gestern eingeladen. Als erste spricht im Namen der Mädchen die Hrebenjutschka (die Vorsitzende der Kommission). Sie hatte sich auf zwei Seiten eine Rede ausgearbeitet, die allen gefiel, sogar mir. Sie war gut geschrieben, wenn auch etwas sentimental. Dann spricht Kolja Kaharlyzky im Namen der Jungen. Er hatte sogar dreieinhalb Seiten geschrieben, auch nicht schlecht, mit Namen, Ereignissen (sogar Pawluscha und ich wurden erwähnt), unseren Streichen, mit unserem Dank für alles und so

Als dritter tritt Karafolka auf und trägt ein selbstverfaßtes Gedicht vor. Das war eine Überraschung. Wir hatten nie vermutet, daß Karafolka dichten kann, und siehe da...

Karafolka hatte für sein Gedicht soviel Zeit gebraucht wie der liebe Gott zur Erschaffung der Welt – sechs Tage.

Aber das Ergebnis war meiner Meinung nach schlechter, obwohl das Gedicht den Mädchen sehr gefiel, besonders die letzten Zeilen:

«Wir lieben Sie wirklich sehr und vergessen Sie nie mehr.»

Pawluscha und ich als Spezialisten waren der Ansicht, Karafolkas Gedicht, das er errötend «Madrigal» nannte, müsse noch einmal gründlich überarbeitet werden, besonders solche Zeilen wie:

«Sie lehrten uns lieben die Präfixe, Wortwurzeln, Endungen und Suffixe.»

Erstens war das in künstlerischer Hinsicht nicht sehr glücklich, und zweitens stimmte das gar nicht, denn ein Mensch mit gesundem Menschenverstand kann keine Präfixe und Suffixe lieben.

Und vor allem war das «Madrigal» unkonkret: Kein einziges Mal wurde Halyna Sydoriwna namentlich erwähnt.

Karafolka schlug sich gegen die Brust und schwor, er habe es versucht, es sei ihm aber nicht gelungen.

Halyna Sydoriwna passe nicht in die Zeile, wie man es auch drehe und wende. Hieße es zum Beispiel Hanna Iwaniwna (die Hrebenjutschka), wäre alles ganz einfach: «Unsere liebe Hanna Iwaniwna!», «Wir lieben Sie, Hanna Iwaniwna!» «Wir vergessen Hanna Iwaniwna nicht . . .» aber unsere Lehrerin hieße nun mal Halyna Sydoriwna und nicht Hanna Iwaniwna.

«Unsere liebe Halyna Sydoriwna» klänge überhaupt nicht. Das sei nicht Lyrik, sondern reinste Prosa. Daher müsse man unpersönlich bleiben: «Liebe, teure Lehrerin!»

Das versuchte uns Karafolka klarzumachen. Aber Pawluscha und ich behaupteten, ein echter Dichter unterscheide sich gerade dadurch von einem Schreiberling, daß er schöpferische Schwierigkeiten überwinde.

Karafolka errötete bis über die Ohren und senkte den Kopf.

Aber da fielen alle über uns her, und wir mußten zugeben, daß man das Gedicht natürlich so vortragen könne, denn es sei ja nicht für den Druck bestimmt.

Zum Schluß soll dann Antontschyk Mazijewsky Halyna Sydoriwna mit der ganzen Klasse fotografieren, wir schreiben ein paar bewegende Worte auf die Rückseite des Fotos, setzen alle unsere Namen dazu und schenken es ihr.

So hatte es sich also unsere Kommission gedacht.

Na ja, für eine offizielle Verabschiedung mochte das ausreichen.

Alle waren zufrieden.

Wir gingen auseinander.

Um halb zwei trafen wir uns wieder, sauber gewaschen, in schmukken Sachen, mit riesigen Blumensträußen in der Hand, gingen in feierlichem Schweigen über den Läufer zu unseren Plätzen, setzten uns, warteten.

Wowka Marunja aus der 8. Klasse hatte freiwillig einen Aufpasserdienst organisiert, so daß uns kein neugieriges «Kleingemüse» in die Quere kam. Die hätten sich nämlich von draußen an die Fenster gehängt, hätten gekichert und gelacht und alles gestört. Wowka hatte Posten aufgestellt und alle Aus- und Eingänge blockiert.

Etwa zehn Minuten saßen wir schweigend da.

Dieses Schweigen war eine Art Ouvertüre zu dem, was folgen sollte. Wir sammelten uns, erinnerten uns, was wir in diesen sieben Jahren gemeinsam mit Halyna Sydoriwna erlebt hatten. Sie war unsere erste Lehrerin, und wir waren ihre ersten Schüler. Sie hatte gerade die Elfklassenschule abgeschlossen (damals gab es das noch), begann das erste Jahr in der Unterstufe zu unterrichten und lernte selber nebenbei - im Fernstudium an der Pädagogischen Hochschule. Als wir die 5. Klasse hinter uns hatten, schloß sie ihr Studium ab. Wir legten die erste Prüfung in unserem Leben ab - sie das Staatsexamen in ukrainischer Sprache und Literatur. Sie führte uns weiter bis zur 7. Klasse. Wir hatten gehofft, daß wir sie auch noch in der 8., 9. und 10. Klasse haben würden, aber nun... Es wollte uns gar nicht in den Kopf. Sollte sie wirklich nicht länger unsere Lehrerin sein? Würde sie nie mehr mit leichten, schnellen Schritten die Klasse betreten, das Klassenbuch auf den Tisch werfen, mit klingender Stimme fragen: «Na, wer von euch hat seine Hausaufgaben nicht gemacht? Gebt's zu!» Bei dieser Frage duckte ich mich nur allzu oft hinter Karafolkas Rücken. Sie aber merkte es sofort, und dann hieß es: «Ren, an die Tafel!» Puterrot erhob ich mich und schlich seufzend an die Tafel ... Und das alles sollte es nie mehr geben?

Im Flur waren die bekannten Schritte zu hören.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ohne daß wir uns verabredet hatten, erhoben wir uns von den Plätzen.

Halyna Sydoriwna öffnete nicht sofort die Tür.

Wir hörten, wie sie herantrat und sekundenlang verharrte. Es war ein Augenblick, der sich schwer beschreiben läßt.

Dann riß sie die Tür auf und stand reglos auf der Schwelle. Langsam ließ sie den Blick von einem zum anderen gleiten und streckte stumm die Arme aus, als wolle sie uns alle umfassen.

Lippen und Kinn bebten, die Augenlider flatterten heftig – sie weinte.

Und dann brach ein Sturm aus!

Die Mädchen heulten allesamt los, stürzten auf sie zu, umringten, umarmten, küßten sie.

Wir Jungen wandten wie auf Kommando die Köpfe zum Fenster, zogen Grimassen, bissen uns auf die Lippen, schluckten.

Vergessen war die Rede der Hrebenjutschka, vergessen Kaharlyzkys humoristischer Vortrag, ganz zu schweigen von Karafolkas «Madrigal!»

Gemeinsam verließen wir die Schule, drängten uns um Halyna Sydoriwna, wanderten zum Fluß, in die Felder bis hin zum Wald. Dabei wurde kaum ein Wort gesprochen. Auf einer Lichtung ließen wir uns nieder und sangen. Wir wählten nur lyrische, melodische Lieder, die ans Herz gehen. Den Mädchen — und nicht nur ihnen — rannen Tränen über die Wangen, und niemand schämte sich.

Am nächsten Tag fand die Hochzeit statt.

Um sie zu beschreiben, müßte der ganze Schriftstellerverband der Ukraine eingespannt werden!

Ich hab mir sagen lassen, daß auch die ältesten Einwohner keine so prächtige Hochzeit in unserem Dorf erlebt haben.

An einer Tafel saßen fast ganz Wassjukiwka, das halbe georgische Dorf, beinahe ein ganzes Soldatenregiment und Gäste aus dem Kreis, an ihrer Spitze der Sekretär des Kreiskomitees, der Genosse Schewtschenko.

Es war nicht nur eine Hochzeit, es war ein Fest der Völkerfreundschaft, ein Fest der Armee!

Das brachten in ihren Trinksprüchen auch der Sekretär des Kreiskomitees, Oberst Sobol, unser Kolchosvorsitzender, Iwan Iwanowytsch Schapka, der georgische Kolchosvorsitzende, Schalwa Tarielewitsch Gamsachurdia und viele andere bedeutende Gäste zum Ausdruck.

Die Lautsprecher verstummten keine Minute, und all die Trinksprüche waren bestimmt sogar bis in die Nachbardörfer zu hören.

Für die Kinder war extra eine Tafel aufgebaut worden. Es gab Limonade und Eis, Bonbons und alle möglichen georgischen Leckereien, daß uns schier die Mägen platzten!



Als ich kurz nach Hause rannte, um zu prüfen, ob ich den Schuppen abgeschlossen hatte, in dem unser «Geheimnis» lag, sah ich den Popen Goga in seinem Auto die Straße entlangfahren. Er hielt am Kolchosgarten an, beugte sich aus dem Fenster, versuchte, etwas vom Hochzeitsgeschehen zu erhaschen. Als er mich bemerkte, zog er sofort den Kopf zurück und fuhr weiter. Ich dachte bei mir, daß er sich jetzt wohl sehr einsam fühlte und uns um diese prächtige Hochzeit beneidete.

Seine geheimnisvollen Worte «Dunkles Wasser in den Wolken» aber schreckten mich nicht mehr. Mein Opa erklärte mir nämlich, daß man damit etwas Verwirrendes, Unverständliches umschreibt. Der Pope wollte damit vielleicht andeuten, daß er sich schlecht im Motor seines Moskwitsch auskennt.

Die Hochzeitsfeier begann gegen Mittag. Pawluscha und ich erwarteten sehnsüchtig die Dunkelheit. Wir brauchten sie für unsere Überraschung.

Je mehr die Stimmung stieg, desto unruhiger schlug mein Herz. Im Kolchosgarten herrschte so ein Lärm, daß wir befürchteten, keiner würde mehr unsere Überraschung bemerken. Wir hätten sie über Lautsprecher ankündigen können, aber weder Pawluscha noch ich hatten dazu Zeit.

So mußten wir wohl oder übel noch einen Dritten in unser «Geheimnis der zwei Unbekannten» einweihen, um das Ganze nicht platzen zu lassen.

Pawluscha sah mich an, wandte sich ab und murmelte unsicher: «Vielleicht... Hanna?»

Ich winkte ab.

«Meinetwegen!»

Jemand mußte die Ansage über Lautsprecher machen, wer, war mir egal. So wurde aus unserem «Geheimnis der zwei Unbekannten» ein «Geheimnis der drei Unbekannten».

Endlich dunkelte es.

Heimlich, damit niemand auf uns aufmerksam wurde, schlichen Pawluscha und ich nach Hause, holten unser «Geheimnis» behutsam aus dem Schuppen, befestigten es auf dem Gepäckträger, schwangen uns auf die Räder und fuhren aufs Feld hinterm Kolchosgarten.

Der Himmel war klar, ein leichter Wind wehte – gerade das richtige Wetter.

Ich raste auf meinem Rad los, hielt dabei eine Spule in der Hand, während Pawluscha hinterherrannte und die «Überraschung» festhielt. Dann ließ er sie los, und sie stieg höher und höher. Ich warf das Fahrrad hin und rollte langsam die große, selbstgebastelte Spule weiter ab.

Pawluscha kam mit einem Korb in der Hand angelaufen und half mir die schwere Rolle tragen. Schließlich war die ganze Schnur abgewickelt.

«Los, schalt ein!» sagte ich. Mein Herz klopfte wie wild. Ob es gelingen würde?

Pawluscha machte sich am Korb zu schaffen, seine Hände zitterten.

Und dann . . .

Ich hatte nicht erwartet, daß das so schön aussehen würde.

Am dunkelblauen Himmel strahlte eine riesige Lampe auf. «Wir grüßen Halyna Sydoriwna!» leuchtete es golden von einer Seite.

«Wir wünschen ihr Glück!» gleißte es rot von der anderen Seite.

«Vergessen Sie uns nicht!» schimmerte es gelb von der dritten Seite.

Und auf der vierten Seite lachte glückstrahlend der schnauzbärtige Oberleutnant. Absolut ähnlich sah er dem echten natürlich nicht. Aber wie soll man ihn ohne Modell hinkriegen? Besser hätte ihn auch Anatoli Dmytrowytsch nicht gemalt.

Ihr habt sicher schon erraten, daß es ein selbstgebastelter großer kastenförmiger Drachen war (Pawluscha träumt schon von Kindheit an, Flieger zu werden, und da haben wir beide bereits genug Drachen ausprobiert, sag ich euch!). Pawluscha malte ihn aus, während die Idee mit der «Elektrifizierung» von mir stammt. Zuerst wollten wir den Drachen am Tage steigen lassen, aber das hätte nicht gewirkt, und so ließen wir ihn an einem Zweiphasendraht hoch, den wir uns im Elektrowarengeschäft in der Kreisstadt besorgt hatten. Den Akku und die Lämpchen von Traktorenscheinwerfern hatten wir uns von meinem Vater erbettelt, der Agrotechniker ist.

Als der Drachen aufstieg, hörten wir die helle Stimme der Hrebenjutschka im Lautsprecher: «Achtung! Achtung! Bitte gucken Sie alle nach oben! Achtung! Achtung! Bitte heben Sie Ihre Köpfe und gukken Sie nach oben!»

Sekundenlang trat Stille ein.

Und dann rauschte Beifall auf, ertönten Rufe, Lachen. «Oh, prima! Wie schön! Herrlich!»

Ich sah Pawluscha an, lachte und zwinkerte ihm zu. Er lachte und zwinkerte zurück. Wir waren glücklich. Unsere Überraschung war gelungen. Der Drachen leuchtete hoch am Himmel, alle konnten ihn sehen, unser Dorf, das halbe georgische Dorf, das Soldatenregiment, die Gäste aus dem Kreis...

So einen Triumph hatten wir in unserem ganzen Leben nicht erlebt! Wir hatten doch eine prima Idee gehabt!

Eine Minute verging, noch eine . . . Das Klatschen verstummte, jemand stimmte ein Lied an. In den Himmel sah wohl keiner mehr.

Wir hätten Schluß machen müssen, zumal der Wind unseren Drachen in Richtung Wald wegtrug.

Aber es fiel uns so schwer, ihn herunterzuholen. So einen riesigen Drachen hatten wir noch nie aufsteigen lassen. Der Wind wehte so heftig, daß ich die Rolle kaum halten konnte. Pawluscha konnte nur mit einer Hand helfen, weil er in der anderen den Korb mit dem Akkumulator trug.

So zerrte es uns übers Feld wie junge Hunde an der Leine.

Und da... blitzte es auf, die Lämpchen erloschen, und dann flammte an einer Seite ein roter Punkt auf und wurde schnell größer. «Schalt aus!» schrie ich Pawluscha zu.

Pawluscha riß die Kontakte am Akku ab, aber es war schon zu spät: Der Drachen brannte lichterloh und stürzte in die Tiefe. Er war aus trockenen Holzlatten gefertigt, mit dünnem Papier beklebt und brannte wie Zunder.

Krachend fiel er zu Boden. Funken sprühten.

Mich packte kaltes Entsetzen. Der Wald war ganz in der Nähe! Und am Waldrand lag Heu, das noch nicht eingefahren war.

«Pawluscha!» schrie ich und lief dorthin.

Pawluscha stellte den Korb zu Boden und rannte mir nach.

Aber das Feuer war schneller. Während wir liefen, hatte es sich bereits in einem Umkreis von zwanzig Metern zu beiden Seiten des Drachens ausgebreitet und leckte mit roten Zungen an den Heulagen.

Schon lohten knisternd Büsche am Waldrand. Wenn nur nicht die Bäume in Brand gerieten!

Ich weiß, was Feuer bedeutet!

Vor zwei Jahren war eins in Tschutscherenkos Haus ausgebrochen. Während die Leute vom Feld herbeirannten, war es bis auf die Balken niedergebrannt.

Wir durften keine Sekunde verlieren. Ich riß im Laufen mein neues Jackett herunter, hieb damit auf die Flammen ein, versuchte, sie mit den Füßen auszutreten.

Pawluscha trug nur ein Hemd. Er brach ein paar Zweige von den Sträuchern ab und schlug damit aufs Feuer ein.

Unsere Hosenbeine begannen zu glimmen, die Füße brannten schrecklich, wir bekamen vor Hitze und Rauch kaum Luft, aber wir kämpften wie von Sinnen.

Aus dem Garten drangen fröhlicher Hochzeitslärm, Lachen, Gesang zu uns. Keiner sah, ahnte, was sich bei uns abspielte. Auch wenn wir riefen, würde niemand uns hören.

«Das Heu! Ihr müßt das Heu zusammenharken, damit die Flammen nicht weiterkriechen!» hörte ich plötzlich die Stimme der Hrebenjutschka.

Ich drehte mich um. Sie war bereits mit einem Büschel Zweige am Werk. Richtig! Zuerst mußten wir dem Feuer den Weg versperren, damit es sich nicht weiter ausbreitete, und dann löschen. Ich rannte zu ihr, Pawluscha folgte.

Sie war, nachdem sie die Ansage im Lautsprecher beendet hatte, uns sofort suchen gegangen, hatte gesehen, wie es uns übers Feld zog, wie der Drachen in Brand geraten war, und war uns zu Hilfe geeilt.

Wir harkten schnell das verbliebene Heu zusammen und stürzten uns erneut in den Kampf gegen die Flammen.

Zu dritt ging es besser. Nach und nach wich das Feuer zurück, schwelte fast nur noch, so daß uns vom Rauch die Tränen unaufhörlich über die Wangen liefen. Noch lange trampelten wir kleine Glutherde aus, damit sich das Feuer nicht wieder neu entfachte.

Und dann hatten wir es geschafft!

Kraftlos sanken wir auf die Erde nieder, saßen stumm da und sahen uns nur schweratmend an.

Unsere Gesichter waren rußgeschwärzt, die versengten Sachen

hingen uns in Fetzen vom Leibe. Ich sah die Hrebenjutschka an und mußte lächeln. Das Mädchen war eine Wucht! Sie hatte uns in der Not nicht verlassen, war nicht ausgekniffen, hatte keine Angst vor dem Feuer gehabt, im Gegenteil, sie hatte wie eine Tigerin gegen die Flammen angekämpft. Klasse!

Wär gar nicht so schlecht, ein Bild von uns zu malen, dachte ich. Drei sitzen da, nachdem sie ein Feuer gelöscht haben, verrußt, schmutzig, nur noch mit Fetzen am Leibe, aber glücklich wie siegreiche Soldaten...

Vielleicht werden die Hrebenjutschka und Pawluscha doch Maler! Na, sollen sie! Warum auch nicht, wenn sie das Talent dazu haben? Der Drachen, den Pawluscha ausgemalt hat, ist doch herrlich gewörden!

Mit einemmal dachte ich daran, daß wir unbedingt Soldaten werden würden. Das stand fest. Nach Abschluß der Schule würden wir zur Armee gehen. Vielleicht kommen wir sogar in die Garnison von Oberst Sobol!

Das wäre prima!

Und Pawluscha und ich werden feste, treue Soldatenfreundschaft halten, bis zum letzten Blutstropfen.

Und Hanna? Die Hrebenjutschka?

Na, meinetwegen auch Hanna!

Soll sie MG-Schützin sein, wie die Anka im Tschapajew-Film!

BRIGITTE BIRNBAUM

Das Siebentagebuch

Illustrationen von Konrad Golz Für Leser von 12 Jahren an

Sieben Tage schreibt Inez Bliewernicht ein Tagebuch. Anfangs sind es die neuen Eindrücke, die sie beschäftigen: das Schloß, in dem sie für die Dauer eines Vorbereitungslehrgangs einquartiert ist, der andersartige Tagesverlauf, Vorfreude auf die große Reise...

Später tauchen Fragen auf: Ist Heide Bliewernicht wirklich Inez' Tante? Und wie ist es um die Familiengeschichte bestellt? Wo liegt die Wahrheit? Wird Inez endgültig eine Inessa werden?

ARWED BOUVIER

Meine sogenannte Freundin

Illustrationen von Helga Leue Für Leser von 13 Jahren an

»Ramona war schön und vornehm und vielleicht auch ein bißchen verwöhnt...« Steffen weiß manchmal nicht, wie sie wirklich ist, seine sogenannte Freundin. Aber daß er sie sehr mag, dessen ist er sich auch in schweren Zeiten gewiß.

Geld, Eifersucht, Betrug, der Tod und die Liebe spielen in diesem Sommer eine große Rolle für den Jungen.

MARAT KABANBAJEW

Flockenwirbel

Aus dem Russischen übersetzt von Helga Gutsche Illustrationen von Wolfgang Mond Für Leser von 12 Jahren an

»Weite Steppe ringsum, Stille. Ich rannte, fiel hin, vergrub den Kopf im Schnee. Der Todesschrei des schwarzen Stiers dröhnte mir noch in den Ohren — und Taimas' Gelächter. Ist es wahr, daß man sich an alles gewöhnt?«

Marat Kabanbajew – ein neuer Name, ein Erzählton voller Poesie und Härte. Die sensiblen Geschichten des jungen kasachischen Autors berühren wesentliche Fragen der Ethik.

JURI NAGIBIN

Das Echo

Aus dem Russischen übersetzt von Heinz Kübart und Werner Kaempf Illustrationen von Ilona Roscher Für Leser von 13 Jahren an

In nachdenklichem Ton, mit feinem Humor erzählt Juri Nagibin von der Welt seiner Kindheit. Da spielen drei Jungen das Schicksal von Teilnehmern der Nobile-Expedition nach, aber der Große Wowka gibt der Sache eine unerwartete Wendung. Witka hat eine sonderbare Beschäftigung: Sie sammelt Echos. Ljonka, der »Ataman«, beweist seine Standhaftigkeit, und Serjosha trifft einen Jungen, der an Saint-Exupérys »Kleien Prinzen« erinnert.



1. Auflage 1984 © DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN – DDR 1984 (für diese Ausgabe)

© Verlag "Wesselka", Kiew 1980

Lizenz-Nr. 304-270/70/84-(15)

Gesamtherstellung: Karl-Marx-Werk Pößneck V15/30

LSV 7731

Für Leser von 11 Jahren an Bestell-Nr. 631 969 0 00580



Mit Pawluscha, meinem besten Freund, hab ich mich verkracht. Für den Malzirkel hat er sich eintragen lassen, und mich wollte er auch noch werben. Dabei weiß er seit langem, daß ich farbenblind bin! Den Floh mit dem Malzirkel hat ihm natürlich diese Zimtzicke ins Ohr gesetzt, die Hrebenjutschka. Seit Pawluscha in sie verknallt ist, benimmt er sich unmöglich. Neulich hätten wir uns fast geprügelt — alles bloß ihretwegen.

Aber ich werd ihm schon zeigen, was für ein Kerl ich bin! Ich geh nachts auf den Friedhof und fotografiere den Geist des Kosakenoffiziers, der dort spukt. Das gibt eine Umwälzung in der ganzen Wissenschaft! Zwar erscheint das Gespenst angeblich nur Dieben, doch da wird mir bestimmt was einfallen . . .

Der Kinderbuchverlag Berlin